



lesezeichen

1.2021

kostenlos

Normalität

Magazin des

AStA

TU Darmstadt

Editorial	3
Wider die studentische Normalität	4
Tote Pflanzen, neues Leben	10
Normalität als zweite Natur	16
Zum verrückt werden	19
Wie werde ich normal?	26
Norm und New Normal	28
Bis auf Weiteres verschoben	34
Im Haus der Normalität	38
Die Asta Zeitung	40
Call for Papers!	42
Impressum	43

Liebe Kommiliton_Innen,

Normalerweise wären wir schon längst, also pünktlich (und pünktlich ist immer relativ) fertig mit unserer geplanten *lesezeichen*-Ausgabe geworden, und diese Ausgabe würde womöglich jetzt in dem ein oder anderen Regal liegen, auf dem ein oder anderen Mensatisch, vollgeschmiert mit Ketchup oder Mayonnaise, Gurken, Pommes, Hackbraten etc. – ja, diese Mensanudeln, kann sich noch jemand daran erinnern (?), sie waren immer so weich, so krass durchgekocht, fast schon in Flüssigform, ja, wir vermissen sie auch, die Mensa-Pasta... – – – ...

... – also, unter *normalen* Arbeitsbedingungen wären wir jetzt gar nicht in die Verlegenheit gekommen, unsere kleine Verspätung zu erklären, wir müssten gar nichts erklären, ja die eine oder andere Person hätte sich einfach eine Ausgabe vorgenommen, so in ihr herumgeblättert und festgestellt, dass da zu viel Text ist, um sie dann wieder wegzulegen, ja, weil Text halt einfach zu viel Zeit kostet und Zeit ist Geld, und davon hat man ohnehin zu wenig; – gut, das ist nicht die richtige Person für die hier vorliegende Zeitschrift, Du kannst dir auch einfach, wenn du mit viel Text Probleme hast, Werbung anschauen, da sollte weniger Text drin sein; natürlich wäre unter Normalbedingungen ebenso denkbar gewesen, dass jemand sich so ne Ausgabe in die Hand nimmt und dann einfach bisschen her-

umließt und zum eigenen Vergnügen feststellt, dass die Artikel ja sehr unterschiedlich sind, was ihren Inhalt und ihre Form betrifft, was damit zu tun hat, dass wir uns da natürlich keinen Zwang antun; wir drucken das ab, was sich unter Umständen lohnt, abgedruckt zu werden, oder etwas direkter gesagt, sozusagen mit Megaphon jetzt: Macht doch einfach mit bei der nächsten Ausgabe, schreibt die Redaktion an, wenn ihr ein Thema habt oder schaut halt mal schnell im Internet nach – ihr wisst schon selbst wie ihr eure Informationen findet – der Themenschwerpunkt der nächsten Ausgabe ist jedenfalls *Spielen*.

Der Themenschwerpunkt der hier vorliegenden Ausgabe ist *Normalität*.

Das war durchaus antizipierbar, und das ist ja ok.

Wir wünschen euch viel Spaß beim Lesen!

Eure „Lesezeichen“-Redaktion



Wider die studentische Normalität

Jonas Tozar

Wer – wie ich – als Kind einer Angestelltenfamilie ohne Erfahrungen mit dem tertiären Bildungssektor an die Universität kommt, wird seine naiven Vorstellungen darüber schnell enttäuscht finden. Das Bild der Akademie als Residuum des Schönen, Wahren und Guten, das ich mir nach einer von Unlust und Desinteresse geprägten und nicht ganz so erfolgreich abgeschlossenen Schulzeit ausmalte, erweist sich zunehmend als Trug.

Mir scheint, als würden die abgehangenen humanistischen Ideale an der neoliberalen Universität allenfalls noch mitgeschliffen,

um dem, was sich dort abspielt, seine Würde zu verleihen. Irritiert bin ich darüber, wie sich die Menschen dort verhalten und zu welchen Figuren sie werden.

Das Erziehungs- und Bildungswesen erfüllte schon immer die Funktion, nachwachsende Generationen in die Gesellschaft zu integrieren, mithin zum großen Teil die Reproduktion der Arbeitskräfte und der Produktionsverhältnisse zu leisten. Mal mehr mal weniger fröhlich und reibungslos tun die Zöglinge bei den Initiationsriten mit, wandert Herrschaft in Form von Selbstführungstechniken in sie ein. Ihr Formations- und Deformationsprozess setzt sich unweigerlich auch nach der Immatrikulation fort. Die Studierenden, die sich als junge Erwachsene unabhängig und widerspenstig zu fühlen beginnen, in der Realität aber allzu oft von familiärer und sozialstaatlicher Fürsorge abhängen oder sich ihre Lebensmittel schlicht durch Lohnarbeit verdienen müssen, bilden sich nach dem je von ihnen und für sie vorgesehenen Platz in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ideologisch und praktisch, habituell und charakterlich. Demnach lassen sie sich benennen.

Mittelmäßigkeit und Konformismus – Die Normies

Die wohl am häufigsten anzutreffenden Studierenden sind *Normies*. Normies sehnen sich in erster Linie nach Ruhe und privatem Erfolg. Daher betrachten sie ihr Studierendendasein als Durchgangsstadium, das sie für gut bezahlte Jobs qualifizieren soll. Sie können freundlich und unfreundlich daherkommen, je nachdem,

wie es ihr Wunsch nach reibungslosem Durchkommen gerade verlangt. Anecken wollen sie aber eigentlich nie, sind meistens eher umgängliche Gestalten. Ähnlich wie mit ihrer Freundlichkeit verhält es sich mit ihrer Kooperationsbereitschaft. Sie ist dann am höchsten, wenn es um das private Vorankommen geht. Normies organisieren mit Vorliebe Chat-Gruppen, Orientierungswochen und Semesterfeiern, die für die Vernetzung und das Bestehen an der Uni unerlässlich sind. Gleichwohl die so gestifteten Beziehungen den Beigeschmack der Oberflächlichkeit und Hinfälligkeit an sich haben, verwirklicht sich in ihrer Offenheit und Niedrigschwelligkeit auch Zwangloses.

Weil Normies das Studentendasein so schnell wie möglich hinter sich lassen-, einfach weiterkommen wollen, stellen sie – nicht nur zu Beginn jedes Semesters – unermüdlich Fragen nach Prüfungsbedingungen, Anwesenheitsregelungen, Lernmaterialien, formalen Spitzfindigkeiten und dergleichen mehr. Es verwundert daher nicht, dass sie zu den inhaltlichen Aspekten der universitären Veranstaltung ein schlichtes aber ehrliches Verhältnis pflegen. In ihrer Unbekümmertheit erhalten sich Normies aber immerhin noch die Fähigkeit zum unbefangenen Genuss, sei es der seichtesten Kulturprodukte. Das schlägt sich später auch in der kleinbürgerlich-privativen Existenzform nieder, zu der die Normies schon während des Studiums neigen.

Normies haben ein Faible für Massenkultur, der Deviantes und Individualistisches immer schon suspekt erschien.

Mitunter wird alles, was nicht genauso durchschnittlich daherkommt, wie es die Normies in weiten Teilen selbst sind, mit Verachtung gestraft.

Wenn Normies denken, dass es besser als es grade nun mal ist nicht wird, hat das auch ein Moment der Entsagung vom Traum des vollumfänglich verwirklichten Glücks – mindestens desjenigen der Anderen – an sich. An der Universität läuft das Interesse der Normies, die die beinahe beliebig disponiblen Arbeitskräfte von morgen sind, auf inhaltlich gleichgültigen Kompetenzerwerb hinaus. Dieser bleibt isoliert von materialer Bildung zwar bedeutungslos, lässt die Normies im Gegensatz zu anderen typischen Studierenden aber auch nicht zu den engstirnigsten und unangenehmsten Zeitgenoss_Innen werden. Im Fokus der Normies auf den Kompetenzerwerb liegt auch ihre Tendenz zur politischen



Indifferenz begründet, die letztlich auf die Verewigung des nun einmal Seienden hinausläuft. Weniger geht das aus schlechtem Vorsatz, denn aus Unkenntnis der die Normies umgebenden Verhältnisse sowie vermeintlicher Wertneutralität ihnen gegenüber hervor. Beides wird von der positivistischen Wissenschaft, die im Grunde genommen nur technisch-praktische Fähigkeiten lehrt als letzter Schuss der Weisheit sanktioniert. Zu ihr werden die Normies gedrängt, fühlen sich aufgrund ihrer Bedürfnisstruktur aber auch davon angezogen.

Klugschwätzigkeit und Opportunismus – Die Karrierist_Innen

Wovon Normies als Studierende weitgehend unangetastet bleiben, ist das, woran man *Karrierist_Innen* am häufigsten erkennen kann: ihre professionelle Deformation schon während des Studiums. Sie machen ihre Funktion innerhalb der universitären Maschine zu ihrer ganzen Identität und perfektionieren damit den Verkauf ihrer Ware intellektueller Arbeitskraft. Wen verwundert es da, dass von den Aufstiegsaspirant_Innen kaum eine Gelegenheit ausgelassen wird, um die vermeintliche Liebe zur Wissenschaft, die in den meisten Fällen nur Fachidiotie ist, zur Schau zu stellen? Für Karriereorientierte ist diese Inszenierung das Mittel der Wahl um sich inner- und außerakademisch einen Namen zu machen. Die Anpasstheit der Normies übertrumpfen sie noch durch ihre besondere Wortgewandtheit und Beflissenheit. Wahrhaftiges Bildungsinteresse, das sich bei ihnen nicht bloß vordergründig gegenüber dem nach einer prosperierenden Privatexistenz durchsetzt, wird schnell kassiert, wenn sich die Aussicht auf eine Anstellung – gleichgültig ob im universitären oder außeruniversitären Apparat – ergibt. In der Anbieterung ans Mächtigere sind die wissenschaftlichen und politischen Anschauungen im Grunde genommen beliebig, jedenfalls nicht wirklich umwälzend, denn geschieht wird auf die bestmögliche Position im Status quo, keineswegs aufs ganz Andere. Die Bildung der Karrierist_Innen wird zur Halbbildung, wenn sie sich den Gegenständen nicht mehr widmen, sondern sie instrumentell aneignen und verarbeiten. Wer auf die Karriere bedacht ist, arbeitet mit Vorliebe als studentische Hilfskraft oder in den Gremien der studentischen Selbstverwaltung.

Die Teilnahme am universitären Zeremoniell fingiert Wichtigkeit und Souveränität

und wirkt auf Karrierist_Innen deshalb merkwürdig berauschend. Hier kann man sich außerdem besonders gut vernetzen und für die Laufbahn relevantes soziales und kulturelles Kapital akkumulieren. Darüber hinaus strahlt schon etwas von der schalen Aura einer akademischen Anstellung auf diese Stellen aus und die ganz Engagierten können in Tutorien und Mentoringprogrammen vor minder bemitteltem Publikum glänzen. Zwar wird hier gelegentlich wirklich die Isolation und Einsamkeit unter den Studierenden

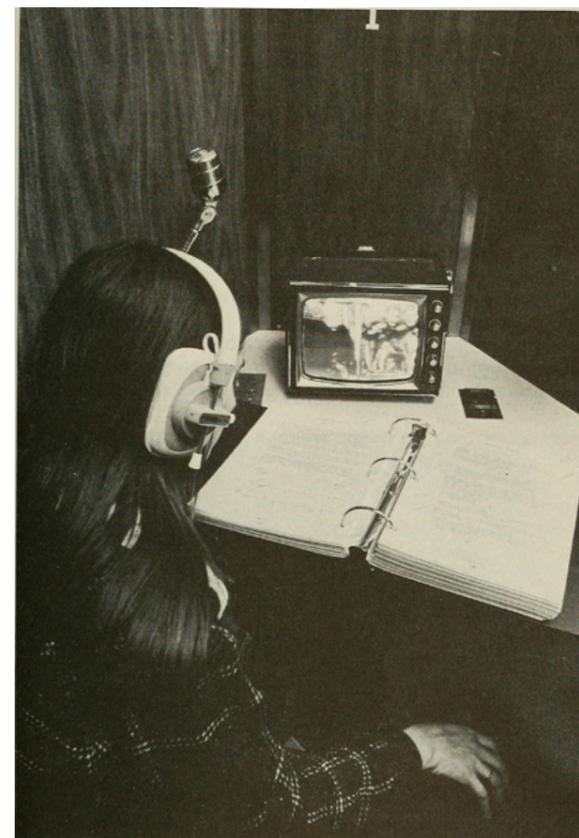
gebrochen, öffentliches Sprechen gelernt und Triftiges vermittelt, mithin zu Vernunftgebrauch und Verstandestätigkeit ermutigt. Gleichzeitig stehen die Hiwis und Gremienfuzzis aber immer auch in einem fast schon parasitären Abhängigkeitsverhältnis zur Institution, sind Agenten des Betriebs und erledigen vorwiegend die schäbigen Aufgaben der Prüfungsvorbereitung und Informationsübermittlung in alle Richtungen. Als Ausgleich dafür ziehen sie immerhin noch ihren Lebensunterhalt aus dem System und können sich darin profilieren.

So wichtig wie solche Typen damit für die Universität sind, so wichtig ist die Arbeit an der Universität für sie selbst, denn sie eignen sich dabei die für ihre spätere Laufbahn in den höheren Angestellten- und Führungspositionen obligatorischen Softskills an. Wer etwas vom Lehren und Moderieren versteht, in der Diskussion – sei es aus sachlichen, sei es aus unsachlichen Gründen – Anderen auch mal über den Mund fahren-, sich zu viel Arbeit und Mühe für zu wenig Geld geben kann und nebenbei sogar noch Zertifikate erwirbt, hat's später, im Berufsleben, eben einfach leichter. Ohnehin sind die Sublimierungsleistungen der Karrierist_Innen beachtlich, selbst wenn derartige Charaktere manchmal so aalglatt daherkommen, dass sie sich schon den Spitznamen „Teflon“ eingefangen haben sollen.

Integrierte Subversivität – Die Wokies

Anders als bei den Normies und Karrierist_Innen ist für *Wokies* in erster Linie die Weltanschauung identitätsstiftend. Gleichzeitig stiftet Identität den zentralen Bezugspunkt der Weltanschauung. Die Ablehnung des Systems gilt für sie als selbstverständlich. Das aber bedingt ihren sonderbaren Konformismus, dem ironischerweise jede sachliche Differenz zu den eigenen Wahrnehmungs- und Denkschemata anrücklich erscheint. Populär gewordene poststrukturalistische Philosophie frisst ihre Kinder. Die von Gänsefüßchen, Abkürzungen und Sternchen orchestrierte Rede der als Wokies Gelesenen über „Andere“, PoC, LGBTQ* und FLINT* ist wenig mehr als die sprachakrobatische Aufnahmeprüfung in die gute Gesellschaft der Linkliberalen. Insbesondere an der Universität. Der Habitus der Wokies ist eng verknüpft mit pathetischer Zurschaustellung und Anerkennung von Diskriminierungserfahrungen, deren Omnipräsenz und Gefährlichkeit zu leugnen reaktionär ist. Beim von den Wokies betriebenen virtuellen Signaling aber löst emotionale Bewegung die des Begriffs tendenziell ab. Mit dem Hang zu Sentimentalität und Empörung geht allzu häufig ein laxer Umgang mit Theorie einher, die nicht selten zum bloßen Objekt von Projektion verkommt. Wokies sind schlimmstenfalls umgekehrte Halbgebildete, die sich mit einem Zeitgeist affektiv überidentifizieren, den sie nicht so recht durchdrungen haben. Ihr Weltbild ist teils manichäisch und von Personalisierungen durchsetzt, wird fundamentalistisch wo es absolut setzt, was immer neu zu prüfen wäre: das einmal gefällte Urteil. Wer jemals in Verdacht gerät, zu den Bösen zu gehören, kann im Handumdrehen von der Glaubensgemeinschaft der Woken exkommuniziert werden. Der gute Wille, Benachteiligung aufgrund von angenommener oder wirklicher Zugehörigkeit zu race, class oder gender aufzuheben, wird zum Vehikel der Segregation vom Pöbel, wenn er sich mit symbolischen Repräsentationskämpfen bescheidet, die allemal ihr Recht haben mögen.

Das genuine Bedürfnis, dem Besonderen gegenüber der erdrückenden Übermacht des Allgemeinen theoretisch und praktisch zu seinem Gedeih zu verhelfen, schlägt um in die mitunter reflexartig skeptizistische und romantizistische Ablehnung jedes Ordnungsmoments. Wer kann es den Wokies auch verübeln, wird



heute doch mehr denn je alles, was anders ist oder sein will kulturindustriell zurechtgestutzt und in die totalitäre Realabstraktion der Warenform gepresst. Selbst in den hinterletzten Ecken der abgesonderten Pseudowelt des Online- und Meme-Spektakels, zu der die Wokies eine besondere Affinität haben, lässt sich diese Tendenz ausmachen.

Der sympathische Impuls zum Degout gegenüber allem Verbindlichen und Verbindenden zeitigt bei Wokies des Öfteren einen dogmatisch anmutenden, vulgären Relativismus, dem zuletzt alles beliebig wird. Im Endeffekt erscheint noch das Denken als einzustellende Unmöglichkeit und weicht konsequenterweise der willkürlich-fluiden Assoziation die sie sich im weitgehend sinnbefreiten Gestotter manch eines woken Sprechautomaten bestaunen lässt. Die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise lässt sich so natürlich nicht mehr antizipieren und was als Subversives in die Welt kam wird zum Moment der Verewigung des schlechthin Bestehenden.

Schließlich gibt es für Wokies überhaupt keine Idee einer Gattung mehr, die ihre Geschichte bewusst selbst in die Hand nehmen könnte

– sie ist verschwunden wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand – nur noch isoliert voneinander existierende Partikularitäten die in einem unendlichen Streit um Anerkennung und Hegemonie stehen. Werden Universalismus und Kritik der politischen Ökonomie von Wokies also auf dem Müllhaufen der Geschichte entsorgt, wird folgerichtig affirmiert, was dem Selbstverständnis nach abgelehnt werden sollte: das System. Des neoliberalen Kapitalismus nämlich. Es zu erkennen schicken sich die Woken ohnehin nicht mehr an. Sie reichen damit Ideologen wie Hayek die Hand, nach dessen Diktum man das auch überhaupt nicht kann. Der neuste Geist des Kapitalismus vermag es denn auch, sich das als revolutionär Gedachte einzuverleiben. In den gegenwärtigen globalisierten Produktionsverhältnissen kann es sich kein Unternehmen von Rang noch leisten, auf eine Diversity-, Corporate-Social-Responsibility-, oder Sustainabilityabteilung zu verzichten. Auch deshalb tröpfelt der woke Lifestyle langsam zu den Normies und Karrierist_Innen durch, die ihn als zeitgenössische Bedingung der profitablen Verwertung der eigenen Arbeitskraft erahnen und zu adaptieren wissen. Die Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes und ein verächtliches Wesen ist, werden so allerdings nicht abgeschafft-, sondern von neuen, besseren Menschen fortgeführt. Dem entsprechen dann auch die Positionen, die Wokies im ökonomischen und staatlichen Apparat nach ihrem Studienabschluss besetzen.

Intellektualistische Borniertheit – Die Theoriemacker

Über allen anderen Typen erhaben fühlen sich die *Theoriemacker*. Das Maskulinum ist hier nicht nur generisch bedingt, wengleich Ausnahmen vorkommen mögen. Mit aufgepumpten Theoriephallus versuchen sie ihre lebensweltliche und politische Impotenz zu kompensieren. Die Allgemeinbildung, die sie sich zueignen, wird in der Postmoderne allerdings tendenziell nutzlos. Niemand weiß mehr so recht etwas mit ihr anzufangen, nicht einmal die Theoriemacker selbst. Sie ziehen sich deshalb in quasi esoterische Szenebubbles oder gar – allzu deutsch – in die völlige Innerlichkeit zurück, entsagen der Realität und vergessen durch ihre nicht selten abstrakte Negation des Status quo die Möglichkeiten der Freiheitsverwirklichung, die dieser auch für sie bereithalten könnte.

Die kritischsten aller Kritiker_Innen wissen, dass das, was nach der Uni kommt nicht freier und besser, sondern noch lustloser und dröger wird.

Auf der Flucht in theoretische und institutionelle Nischen idealisieren sie ihre studentische Nichtigkeit, um wenigstens die eigenen narzisstischen Bedürfnisse befriedigen zu können. In ihrem Hang zu antiquierten Theorien wie der Kritischen zeigt sich abermals ihre Neigung zum Illusorischen. Im Zeitalter des kapitalistischen Realismus, in dem es einfacher ist, sich das Ende der Welt als das Ende ihrer aktuellen Produktionsweise vorzustellen, verzichten sie – ihren Päpsten Adorno und Horkheimer hörig – auf das ausmalen einer konkreten Utopie und finden dadurch weder ein noch aus. Auch das macht sie in einer von Produktivität und Positivität besessenen Gesellschaft, die auf ihrer Schattenseite massenhaft die zur Volkskrankheit erklärte Depression ausbrütet, zu den beschränkten Eigenbrötlern, die sie nun einmal sind.

Bei allem pseudointellektuellen Gebaren wird der geistige und praktische Infantilitätszustand trotzig-provokativer Knirpse, die nicht mitmachen wollen, weil ihre schönsten Wünsche und Träume einfach nicht eingelöst werden, nie so ganz überwunden. Zum Charakterzug gewordene Kränkung und Verbitterung-, mithin Ressentimentbeladenheit sind deshalb Merkmale, an denen man viele Theoriemacker zielsicher bestimmen kann. Ihre Verbalradikalität ist davon nur ein weiterer Ausweis. Sie prägen sich zwar das Grauen ein, mit dem sie sich ständig konfrontiert sehen, verzichten traurigerweise aber allzu häufig auf den praktischen Eingriff in es. Theorienerds stehen den Idioten, die sie so sehr verachten, näher als es ihnen lieb ist, wenn ihre Kritik zum privatistischen Hobby verkommt. Durch die Enttäuschung ihrer Bedürfnisse geraten sie zur Identifikation mit dem, was ihre Befriedigung verhindert, regedieren oder werden aggressiv sich selbst und anderen gegenüber. Ihre avantgardistische Performance ist nur eine andere Form des engstirnigen Provinzialismus der sich nicht wirklich von einmal liebgewonnenen Auffassungen und Zuständen emanzipieren mag. Trotz der Kritik, die Theoriemacker oberflächlich an Provinzialismus und Partikularismus hervorbringen, wirkt beides auf sie seltsam begehrllich.

Theoriemacker sind Edgelords, die so kantig sind, dass sie sich an sich selbst stoßen. Grund genug dazu haben sie. Denn im Laufe der Zeit kommt ihnen allmählich jede Spontanität und Genussfähigkeit abhanden. Der Umgang mit ihnen ist unerfreulich. Sie finden aus ihrer permanent vollbrachten Verkopfung des Blicks auf alles und alle kein Zurück mehr. Noch durch ihre verstockt hochgestochene Sprache wollen sie sich als nicht Dazugehörige ausweisen und Exklusivität simulieren. Fällt ihnen das auf, drängt es sie zum anderen Extrem: der Jovialität. Das wohlwollend-herablassende Verhalten sich selbst und anderen gegenüber, ist jedoch wiederum auf seine Art entwürdigend. Denn der bewusste und unbewusste Verzicht auf die Realisierung eines einmal erworbenen Anspruchs wird immer um den Preis einer Lüge erkaufte. Man sagt nicht alles, was empfunden und gedacht wurde-, erduldet, was nicht zu erdulden ist. Gezwungenermaßen verstellen sich Theoriemacker – wie alle anderen auch – um wenigstens noch in

Teilen den Schein von Harmonie und Zufriedenheit zu wahren. Nicht nur von den äußeren Verhältnissen sind sie also gestört, sondern auch von den inneren.

Es heißt, die Wahrheit mache frei. Für Theoriemacker gilt das nicht. Denn die Art von Reflexionsfähigkeit und Mündigkeit, die sie sich durch ihr unnachgiebiges Streben erwerben, wirkt vergeblich. Unter den Studierenden dürften sie die unglücklichsten sein. Jede Perspektive die sich ihnen bietet erscheint ihnen in ihrer zur Absolutheit erhobenen Negativität als falsche. An der Desillusionierung ihrer Hoffnungen können sie nur noch resignieren.

Wider die studentische Normalität

Trotz aller Ohnmacht, mit der radikale Kritik heute geschlagen ist, gilt es, doch nicht von ihr abzulassen. Sie allein vermag es, die Potentiale richtiger wie falscher Theorie und Praxis aufzuzeigen, die auch und vor allem an der Universität ausgebrütet werden.

Die Vergegenständlichung studentischer Idealtypen lässt es zu, sich selbst in ihnen wiederzuentdecken.

Durch die Projektion von als verwerflich angenommenen Persönlichkeitsanteilen und Ideologiefragmenten aufs Klischee will Irritation und Anstoß erregt werden. Die Aufhebung von Zuständen, die allemal unbefriedigt lassen, soll dadurch mitvorbereitet werden. Nur wer sie auf die Erkenntnis seiner selbst und aller Anderen in ihrem Gewordensein einlässt, vermag es, subjektive und objektive Deformationen und Zwangsmechanismen zu bewältigen. Letztlich beschreibt jeder Typus ein für mich als überwunden geglaubtes Stadium meiner eigenen Entwicklung. Obwohl ich es teilweise möchte, kann ich diesen Stadien doch nicht entfliehen und werde immer auf sie verwiesen bleiben. Zu wissen, wer ich bin oder sein will, fällt mir schwerer denn je. Zu wissen, wer ich nicht sein will, dafür umso leichter. Studentische Subjektivität glückt heute normalerweise nicht mehr. Aber sie soll!

Tote Pflanzen, neues Leben

Viet Anh Nguyen Duc

Rückkehr zum *Storpos* – Kein Zweifel, meine Gefühle sind echt. Tatsächlich fühle ich eine innere Ruhe. Helle Lichter am Horizont, gelbes Schimmern an den Rändern (oder so ähnlich). Als ich dann, nach sehr langer Zeit, endlich wieder mein Auto an diesem trist-verlorenen Parkplatz abstellen kann, um dann über dieses gigantisch große Firmengelände von *Storpo* zu laufen. Natürlich beeile ich mich, denn ich bin, wie immer, zu spät. Aber es ist ein positiver Stress, dieser Stress war immer schon Bestandteil meines Lebens. Ich glaube, es geht meinen KollegInnen hier auch so; keiner nimmt sich wirklich die Zeit, den anderen zu grüßen, man hätte sich ja vermutlich auch nichts zu sagen, oder zu viel, und so viel Zeit hat man wiederum nicht.

Nichts scheint sich hier geändert zu haben. Der Rasen ist wie sonst um diese Jahreszeit grün, die Wege, die uns hindurch führen, sind immer noch in diesem hässlichen Beton-Grau und die Gebäudefassaden sind weiß gestrichen, an manchen Stellen zitronengelb und blumendekorationswandblau. In der Mitte des Firmengeländes ragt eine abstrakte Skulptur in die Höhe. Nie hätte ich gedacht, dass diese eigentlich hässliche und im Grunde genommen vollkommen bedeutungslose Skulptur mir diese Art von existenzieller Erfahrung geben könnte, die ich jetzt habe, wenn ich sie anschau. Ich bin eins mit dieser Welt und ich bin glücklich hier. Diese Skulptur könnte auch den Mittelpunkt der Erde repräsentieren; die nötige Ausstrahlung dafür hat sie.

Je näher ich dem Eingang vom *Storpos* komme, desto weiter rückt diese grauenhaft deprimierende Vergangenheit, die uns alle langsam aber sicher zermürbt hat, in die Ferne. Bald wird alles Geschichte sein.

Aufzug – Ich bin mir nicht sicher, ob ich ein Taschentuch nehmen sollte, um den Knopf zu betätigen. Dann sage ich mir aber, dass das Unsinn ist, jede Vorsichtsmaßnahme würde bloß ein Zugeständnis an *Corona* sein, so als hätte es immer noch einen besonderen Platz in unserem Alltag. Ich habe deswegen gleich mit meinem nackten Finger auf die Taste *sieben* gedrückt. Seltsamerweise kam mir in dem Moment gleich der Gedanke, an diesem Finger zu lutschen. Ich habe ihn sogleich vertrieben, was für ein blödsinniger Gedanke.

Der Aufzug funktioniert, wie zu erwarten, einwandfrei. Leute kommen herein, wir teilen uns den Aufzug, wir stehen dicht an dicht, ich und meine KollegInnen, wir sagen uns sogar nette Dinge, ohne allzu indiskret

zu werden. Die Aerosole verbreiten sich freudig in diesem engen Raum, doch das macht alles nichts.

Ein Kollege hat sogar, als alle im Aufzug standen, einmal kurz demonstrativ Luft geholt und sie dann angehalten. Wir haben alle gelacht. Ein anderer Kollege hat ihm auf die Schulter geklopft, dann haben sie sich sogar umarmt, wie Brüder. Die Kollegin hat sich dazu gestellt und ein Selfie mit ihnen gemacht. Bald wird das Bild um die ganze Welt gehen und einfach nur gute Laune verstrahlen.

Es ist wirklich vorbei.
Wir haben keine Angst.

Tote Pflanzen – Als ich im siebten Stockwerk ankomme und aus dem Aufzug steige, sehe ich als erstes *Sarah Lohse*, die junge Kollegin, die gerade neu eingestellt wurde und großen Eindruck auf mich machte durch ihre selbstbewusste, intelligente Art. Allzu gerne hätte ich sie damals noch kennen gelernt, doch nie bot sich die rechte Gelegenheit; und dann ging diese ganze Sache mit *Corona* los und ich konnte mich nicht dazu überwinden, sie einfach so privat anzuschreiben.

Wenn es eine gute Gelegenheit gegeben hätte, um mit ihr ins Gespräch zu kommen, dann jetzt. Glücklicherweise liegt mein Büro am anderen Ende des Ganges, weshalb ich so oder so an ihr vorbei gehen muss.

„Hallo Frau Lohse, schön Sie wieder zu sehen“, sage ich – ich sieze sie, nicht nur um einen höflich distanzierten Eindruck zu machen, sondern zunächst auch, um jeglichen Verdacht abzuwehren, ich könnte noch einen anderen Sinn haben, als bloß höflich zu sein. Vom angenehmen Klang meiner tiefen Stimme, die ich in dieser morgendlichen Stunde habe, bin ich positiv überrascht. Sie ist mild, zuvorkommend, aber zugleich dominant, das haben mir schon viele gesagt. Ich überlege noch, wie ich sie auf weiterhin förmlich-distanziert-höfliche Weise fragen kann, ob es ihr gut geht (z.B. „Hoffe, Ihnen geht es gut?“ – oder „Und, haben Sie und Ihre Familie alles gut überstanden?“). Stattdessen werde ich völlig überrascht von dem, was ich zu sehen bekomme und sage: „Oh ... was haben Sie denn da ...“.

Denn jetzt erkenne ich, warum sie hier im Gang steht. Sie hat offenbar in Eigeninitiative (was ich sehr gut finde und an Frauen allgemein sehr schätze!) alle erdenklichen Büropflanzen zusammengetragen und schiebt sie, eine nach der Anderen, in diesen bläulichen Plastiksack, der dieselben Farben hat, wie ihre wunderschönen Augen.

„Niemand hat sich um sie gekümmert, jetzt sind sie alle tot“, sagt sie leise, fast schon so, als würde sie gerade ein Selbstgespräch führen. Es liegt nichts Vorwurfsvolles in ihrem Tonfall, nur ein wenig Verwirrung gemischt mit Trauer. Ihre Blicke gelten nur

diesen toten Pflanzen.

„Ja, das ist sehr ärgerlich, dass niemand an sie gedacht hat, an diese armen Pflanzen. Das Reinigungspersonal hätte ihnen wirklich etwas Aufmerksamkeit schenken können.“

„Jetzt ist es zu spät“, sagt sie seufzend.

„Ja... leider“. Wieder wäge ich verschiedene Möglichkeiten ab, was ich ihr als Nächstes sagen könnte. Mir kommen tiefere Sätze in den Sinn wie: „Ohne Tod gäbe es auch kein neues Leben“, oder: „Manche Dinge vergehen, andere Dinge kommen“ – aber ich wollte nicht das Risiko eingehen, bereits zu viel von mir Preis zu geben. „Helfen Sie mir bitte, die hier runter zu bringen. Unten im Innenhof stehen dann auch neue Pflanzen bereit. Sie werden die alten ersetzen... – Wir können uns übrigens auch Duzen, ich meine, wo sind wir denn hier.“

„Stimmt, sage ich, Sie ist ja sehr formal.“ – Zum ersten Mal treffen sich unsere Blicke, ich bin entzückt von ihrer Direktheit und ihrer Art, Konventionen zu hinterfragen und schon im ersten Augenblick zu durchbrechen.

Dann, als wir zu zweit im Aufzug stehen, richte ich endlich eine etwas persönlichere Frage an sie. „Und, wie hast du diese Zeit so überstanden?“

„Sie war echt grauenhaft. Ich bin neu hier...“

„Ja, kann ich mir vorstellen, wenn man neu ist und so wenig Gelegenheit hat neue Leute kennenzulernen, das muss echt schrecklich sein, ich meine, also ich würde das wahrscheinlich nicht, also...“

„Ja, also ich hatte schon so kleinere Abenteuer.“

„Ahja, Abenteuer? Ja achso“, ich lache ein wenig verunsichert, was mir nicht gefällt.

„Ja, achso ja diese Abenteuer, die dürfen in meinem Leben auch nicht fehlen...“

Plötzlich hat sich die Stimmung im Aufzug total verändert. Ich komme mir irgendwie überwältigt vor, auf eine solche Situation war ich nicht vorbereitet.

Hände und Ellenbogen – Es hat nicht lange gedauert, bis ich festgestellt habe, dass Sarah doch nicht so mein Typ ist. Ich weiß auch nicht, ich glaube, es liegt an ihrer Stimme. Sie ist sehr dünn und hohl, fast schon zittrig, und resoniert nicht so gut mit meiner eher tiefen Stimme. Ich finde Resonanz sehr wichtig.

Als wir wieder oben ankommen, werden wir gleich von Herrn Pforzheimer, meinem Vorgesetzten, und Herrn Meier, seinem potenziellen Nachfolger, begrüßt. Sie machen einen kleinen Kontrollgang und freuen sich darüber, dass wir uns um die Pflanzen gekümmert haben.

„Wir haben uns alle schon Sorgen gemacht, Sie sind plötzlich verschwunden, Frau Lohse“, sagt Herr Pforzheimer. „Schön, dass Sie sich um die Büropflanzen sorgen.“

Unterdessen macht Herr Meier einen entschlossenen Schritt auf mich zu. Man sieht, dass er während des Corona-Jahres viel Zeit in seinem kleinen Heim-Fitness-Studio verbracht hat. Sein enges Hemd betont seine Muskeln. Herr Meier streckt mir rasch die Hand entgegen; natürlich nehme ich sie ohne zu zögern entgegen; jedes Zögern hätte ja auch hier wieder als Zeichen von Schwäche gedeutet werden können. Wie zu erwarten, hat er einen kräftigen Händedruck, den ich erwidere. Herr Pforzheimer hingegen zückt den Ellenbogen. Er ist alt und gehörte, wie wir alle wussten, zur Risikogruppe. Ich bemühe ein verständnisvolles Lächeln, das aber durchaus auch ein bisschen überheblich wirken könnte, und sage dann: „Sie sehen gut aus Herr Pforzheimer!“ Ein Kompliment, das er dankend annimmt, wobei er auch ein wenig irritiert bzw. leicht gekränkt aussieht. Als Chef war Herr Pforzheimer immer das größte Arschloch gewesen, es bereitet mir große Freude, ihn spüren zu lassen, dass seine Autorität mit jedem Tag schwindet.

Arbeit – Was habe ich eigentlich damals im Büro so gemacht? Ich schaue ein wenig aus dem Fenster und beobachte das Gartenpersonal, das sich um die Hecken kümmert. Dann beschäftige ich mich kurz mit dem Rollladen und überprüfe, ob alle Funktionen noch funktionieren. Tatsächlich lassen sie sich nicht mehr kippen, weil irgendwas klemmt. Ich notiere mir das auf einem kleinen quadratischen Zettel und hefte es an die Pinnwand.

Der Rollstuhl rollt immer noch prima, da ist nichts zu beklagen. Nur muss ich die richtige Höhe einstellen, was mich leicht irritiert. Offenbar hat ihn jemand während der Zeit meiner Abwesenheit ausgeliehen. Was ich eigentlich nicht schlimm finde, ein Rollstuhl ist eben ein Rollstuhl. Jetzt mache ich den Computer an und bereite mich aufs Arbeiten vor. Zuerst muss ich mir aber noch einen Kaffee holen. Den gibt es schon immer kostenlos, was in mir positive Gefühle auslöst. Und überhaupt: Meine Güte, wie sehr ich diesen guten Kaffee vermisst habe! Dabei ist er gar nicht so geil. Aber okay, wir sind ja hier auch nicht im Paradies. Ein Löffel Zucker muss noch rein. Ein bisschen Milch. Ich höre, wie jemand durch den Flur geht, in Richtung Küche. Natürlich weiß ich, wer es ist, ich erkenne ihn an seinen Schritten.

„Ah Denny, wie geht's?“

„Ah! Hi Florian!“

Die Freude ist groß, als wir uns begrüßen. Ich mag Denny sehr, vielleicht mag ich ihn sogar am meisten hier in diesem furchtbaren Laden. Wir sind dennoch, würde ich sagen, keine Freunde, denn wir unternehmen sonst eigentlich nichts gemeinsam. Aber das ist auch gar nicht so wichtig. Hier jedenfalls benehmen wir uns wie Freunde.

Wir wollen uns ein bisschen was erzählen, aber da kommt auch schon Herr Meier in die Küche, was die Stimmung gleich versaut. Herr Meier ist gefühlt überall und will allen Leuten den Spaß an der Arbeit austreiben. Dabei macht er gute Mine zum bösen Spiel, seine aufgesetzte Freundlichkeit hat etwas passiv-aggressives. Allein, dass wir schlagartig verstummen, als er den Raum betritt, reizt ihn. Gleichzeitig will er in die Fußstapfen von Herrn Pforzheimer treten. Da ist es ja wohl klar, dass er dazu prädestiniert ist, sich unbeliebt zu machen.

Ich würde sehr gerne mal seine Glatze streicheln, um zu sehen, was passiert. Sie übt eine magische Anziehungskraft auf mich aus, denke ich kurz. Für einen Moment schaut mich Herr Meier so böseartig an, als hätte er meine Gedanken durchschaut. Es ist höchste Zeit, wieder zurück an die Arbeit zu gehen.

Arbeit, Arbeit – So, jetzt sitze ich wieder an meinem Schreibtisch mit meinem Kaffee, den ich gemütlich wegschlürfe. Ich strecke mich erst einmal so richtig aus, denn hier geht das sehr gut, hier habe ich die Beinfreiheit, die ich brauche. Hier bin ich ein freier Mann; so viel Platz zum Arbeiten hat mir zu Hause definitiv gefehlt. Ich merke auch, dass ein paar Dehnübungen mir richtig gut tun. Kreisbewegungen mit den Armen regen den Puls an, und man spürt gleich das Leben, das man in sich trägt. Es gibt hier bei unserer Firma sogar einen Yoga-Kurs, glaube ich. Da könnte ich mich nochmal erkundigen, denn ich werde, wie ich merke, ja auch jeden Tag älter.

Da fällt mir plötzlich auf, dass meine Kugelschreiber alle verschwunden sind: Auch der, mit dem ich vorher noch geschrieben habe. Tatsächlich hat ihn irgendjemand einfach genommen, während ich in der Küche war. Mein Gott! Also ehrlich, man kann ja auch einfach zum Info-Desk gehen, dort gibt es genug. Na gut, dann bin ich also wieder der Idiot, der wieder herunter geht, um die fehlenden Kugelschreiber zu holen. Das ist ja klar, dass ich das bin, der sich um die kleinen Dinge kümmert, die in Wirklichkeit



aber von essenzieller Bedeutung sind.

Während ich durch den Flur gehe, schaue ich durch jede offene Türspalte, um zu sehen, ob jemand sich nicht ein Kugelschreiber-Lager errichtet hat. In jedem der Zimmer sitzt jemand am Schreibtisch und starrt seinen Bildschirm an. Niemand schöpft Verdacht. Aber natürlich ist das Unsinn – jemand, der Kugelschreiber sammelt oder nehmen wir mal an: *klaut*, wird sie garantiert nicht einfach auf den Präsentierteller legen, denke ich dann.

Marcel kommt mir entgegen. Es stellt sich heraus, dass auch bei ihm die Kugelschreiber fehlen. „Ich hol’ welche“, sage ich. Und er sagt: „Sehr gut.“

Am Info-Desk sitzt Frau Amani und schneidet sich heimlich die Fingernägel. Als sie mich sieht, schämt sie sich noch nicht einmal. Ich finde es wirklich widerlich, wenn sich jemand die Fingernägel bei der Arbeit schneidet. Das passt sehr gut zu Frau Amani. Ich finde sie so, wie sie sich schminkt, auch gar nicht attraktiv. Ich habe auch gar keine Lust mit ihr zu *smalltalken* – ich sage ihr direkt, was Sache ist und rede Klartext, und sie gibt mir direkt eine ganzes Bündel von Kugelschreibern. Obwohl ich einen eher gestressten Eindruck gemacht habe, versucht sie dennoch, mich in ein kleines Gespräch zu verwickeln. „Tut mir Leid, Frau Amani, ich muss jetzt wirklich hoch, ich hab’s eilig.“

Drucker – Ich bin aus irgendwelchen Gründen im Drucker-Raum gelandet, ich weiß auch nicht mehr warum, oder wie ich mich hierher verirrt habe. Eben, als ich auf dem Klo saß, wusste ich noch ganz genau, warum ich kurz einen Schlenker zum Drucker-Raum machen wollte. Was war das gleich? Mein Gott, ich werde doch nicht dement, oder?

Vielleicht wollte ich kurz überprüfen, ob sie funktionstüchtig sind. Und ja: Das sind sie. Was gibt es Besseres als funktionierende Drucker? Und im Notfall gibt es hier entsprechendes IT-Personal, das sich um diese Probleme kümmert.

Ich mache das Fenster auf, weil es in diesem Raum immer so stickig ist. Die Gartenmenschen draußen kümmern sich jetzt um die Blumen. Kurz denke ich darüber nach, ob ich nicht doch den falschen Beruf gewählt habe, ob es nicht besser gewesen wäre, beispielsweise Gärtner zu werden. Man kann jeden Tag draußen

sein und sich um die Natur kümmern. Außerdem betätigt man sich körperlich, was immer gut ist, weil man dann überhaupt fitter bleibt. Man muss dann auch nicht zusätzlich Joggen gehen oder so und spart damit Zeit.

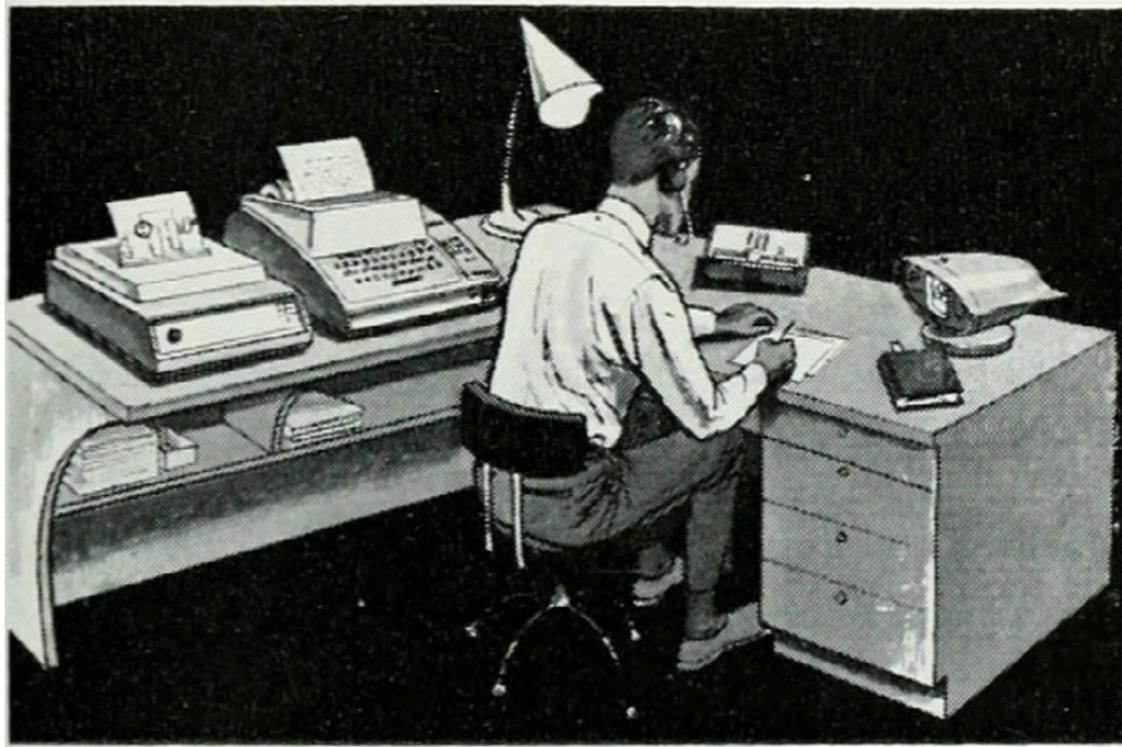
Als jemand im Gang vorbeiläuft, bücke ich mich, um den Eindruck zu erwecken, als wäre ich gerade mit etwas Bestimmten beschäftigt. Dann fällt mir endlich der Grund ein, warum ich hier bin. Achso, ja! Eigentlich wäre es echt nicht schwer gewesen, darauf zu kommen, aber ich verstehe jetzt, wie ich es vergessen konnte: Ich hab es sofort verdrängt, weil es nichts ist, das einem wirklich große Freude bereitet. Nein, im Gegenteil.

Ich habe noch allen möglichen Papierkram zu erledigen, Steuererklärung, irgendwelche Dokumente für die Versicherung und so ein Scheißdreck, das habe ich ewig vor mir hergeschoben, auch, weil ich zu Hause keine Lust hatte, mich mit meinem Drucker auseinanderzusetzen.

Ich durchschaue diese stillen Wesen einfach nicht: Manchmal funktionieren sie, manchmal nicht.

IT-Raum – In diesem Raum gibt es blinkende Lichter, viele Kabel und wahrscheinlich ein Übermaß an krebserregenden Strahlen, die in meinen fragilen Körper eindringen. Ich bin wirklich lange nicht mehr hier gewesen. Und ich muss zugeben, dass ich echt nicht weiß, warum ich jetzt hier bin. Meine Güte, was hat mich bloß hierher geführt. Ich weiß es nicht. Aber auch egal.

Vergünstigtes Essen – Es spricht nichts dagegen, wieder in die Mensa zu gehen. Man spart Zeit und man spart obendrein auch noch Geld. Ich hole mir gleich zwei Portionen, ich habe wirklich großen Appetit. In den vergangenen Monaten habe ich wirklich



sehr abgenommen, aber das ist mir immerhin noch lieber, als dick zu werden. Jeder weiß, dass man auf der Verliererseite steht, wenn man fett ist, dass meine ich nicht wertend. Ich kenne Dicke, die das auch so sehen; die müssen es ja wissen.

Ich mag ausgewogene Ernährung. Hier ist alles in guter Balance: Pommes (eher ungesund), Gemüse (gesund) mit Fleisch (nahrhaft). Sehr, sehr gut. Dazu noch ein wenig Joghurt und so. Ich liebe diese Stimmung hier, es wirkt immer ein bisschen wie in einem Hallenbad (in der Tat könnte ich auch mal wieder schwimmen gehen).

Die Frauen an der Theke erkenne ich wieder und nicke ihnen freundlich zu. Auch sie freuen sich, wieder hier sitzen zu können, nehme ich an. Ich stelle fest, dass sie sich optisch kein bisschen verändert haben, aber das habe ich auch gar nicht erwartet.

Wo will ich mich hinsetzen. Ich schaue durch die Halle, ob irgendwo ein Platz frei ist, neben Leuten, auf die ich Lust habe. Hinten links sitzen Herr Meier und Herr Pforzheim – da will ich schon mal nicht hin. Dann sitzt da Sarah – alleine – , natürlich könnte ich mich zu ihr setzen, aber ich habe das Gefühl, dass ich das nicht machen sollte, ja dass das eigentlich eine Falle ist. Wenn ich mich zu ihr setze, würde das ja bedeuten, dass ich jede Gelegenheit nutze, um in ihre Nähe zu kommen. Nee, lass gut sein, auf so was hab' ich keine Lust.

Ich setze mich einfach zu Jim, Tobi und Lennard – die sind immer gut drauf und lustig und für jeden Blödsinn zu haben. Wir reden über alles Mögliche, dann schweifen wir ein wenig ab, jeder fällt dem anderen ins Wort. Tobi hat wirklich eine sehr laute Stimme, fällt mir wieder auf. Das hatte ich während den Meetings schon fast vergessen gehabt. Übrigens finde ich es gut, dass wir gar nicht erst über die vergangenen Monate reden, ich meine ja nur, darüber reden ohnehin alle. Man kann auch einfach darüber stehen, denke ich. Und wenn es wirklich nicht vermeidbar ist, macht man ganz lässig einen Satz über den Corona-Lifestyle, dann ist auch gut. Weg damit.

Tobi und Lennard reden schon über mögliche Urlaubsreisen nach

Ägypten. Da soll es irre günstig sein. Ich wäre glatt dabei, wenn sie mich fragen würden. Gut, ich will mich aber auch nicht aufdrängen. Dann geht es um Herrn Müller, der offenbar an Covid gestorben ist. Echt? Das ist ja furchtbar, habe ich gar nicht mitbekommen. Das ist natürlich traurig, ich erfahre, dass er völlig vereinsamt gestorben ist, weil er keine Familie hat. Ich weiß auch nicht, was jetzt da die korrekte Reaktion ist. Es tut mir auf jeden Fall leid. Aber es ist halt so, wie es ist. Da kann man jetzt auch nichts daran ändern. Darin sind wir uns alle einig. Kurz versuche ich, mich an einige Episoden mit Herrn Müller zu erinnern... Ich muss sagen, obwohl ich ihn schon so lange kenne, hatte ich gar nicht besonders viel mit ihm zu tun. Niemand hatte wirklich viel zu tun mit ihm. Man hat auch nicht wirklich gut über ihn gesprochen, eher schlecht, aber jetzt auch nicht übertrieben schlecht. Er war halt ein etwas komplizierterer Typ, der anstrengend werden konnte, wenn ihm irgendetwas nicht passte. Aber eigentlich war er, wie ich glaube, ein lieber Kerl. Er hat sich ja auch nie jemanden aufgedrängt, stets Abstand gehalten, auch schon vor Corona, und nach dem Essen immer so seine Kippe geraucht.

Das fällt mir jetzt auch total auf, dass er nicht da ist, als wir jetzt draußen stehen und rauchen.

Die Sonne scheint und setzt ein paar Glückshormone ins uns frei. Wir stehen da wie Teenager vor dem Schuleingang und starren ein bisschen in die

Gegend. Ich hab' gesagt, wäre Herr Müller jetzt da, dann würde er dahinten bei der Säule stehen. „Stimmt“, hat dann Tobi gesagt, „der würde jetzt ganz gemütlich seine Zigarette rauchen und die Leute beobachten.“ Für einen Moment versuche ich ihn mir vorzustellen. Ich bilde mir ein, dass sein Geist jetzt unter uns ist, oder so ähnlich.

„Echt ein Jammer, dass Covid ihn mitgenommen hat.“

„Ja, aber was willst du machen?“

„Ja, er wird uns fehlen. Ohne ihn wird alles nicht mehr so sein wie vorher,“ sagt Lennard. Man merkt, dass er ein wenig emotional wird. Ich bin ganz gerührt von dieser Situation.

„Jaja, der Müller“, sagt Tobi. Plötzlich fängt er an, laut zu lachen. Ich weiß auch nicht warum. Vielleicht ist er verrückt geworden, oder er erträgt den Gedanken an den Tod nicht.

„Entschuldigt, weiß nicht was mit mir los ist ... warum ich plötzlich so lachen muss. Es ist ja gar nicht lustig.“

Wir schauen Tobi an. „Richtig *cringe*“ sagt dann Lennard.

„Hmm, ich glaube, das Wort passt hier nicht richtig.“

„Stimmt.“

Arbeit, Arbeit, Arbeit – Nach dem Mittagessen würde ich am liebsten einen Mittagsschlaf halten. Das wäre meiner Biologie entsprechende das Richtige. Tun muss ich aber das Falsche. Ich gehe in den Meeting-Raum, Herr Pforzheimer will wichtige Worte sagen. Die ganzen Wichtigtuer sind versammelt und versammeln ihre Wichtigtuersprüche. *Blablابلابلابلablابلala*. – Das ist so recht präzise zusammengefasst. Was bei mir jedenfalls hängen bleibt, ist dass es in den kommenden Wochen und Monate so richtig zur Sache gehen wird. Wir werden mit Hochdruck arbeiten müssen, um die Versäumnisse aufzuholen und all das. Klingt ja prima.

Schluss – Irgendwann ist auch mal gut, man kann ja nicht den ganzen Tag arbeiten. Ich fahre nach Hause und muss sagen, es ist ein richtig gutes Gefühl, wieder mal so richtig *Nach-Hause* zu kommen. Es verschafft mir große Befriedigung, eine Pizza zu bestellen und dann auf der Couch zu sitzen, vor dem Fernseher. Die Füße kommen dabei selbstverständlich auf den Tisch. Wie das geht, muss ich ja wohl niemanden erklären.

Es ist der erste Tag seit langem, an dem ich fühle, dass ich wirklich zu Hause bin. Ich kann gar nicht aufhören, mir das zu sagen. Wie frustrierend doch die letzten Monate waren. Nicht wirklich zwischen Freizeit und Arbeiten unterscheiden zu können. Das ist so, wie wenn die schmutzige mit der sauberen Wäsche zusammen kommt, und man das nicht auf den ersten Blick merkt, weil die saubere Wäsche immer schon ein bisschen ranzig riecht, und die

schmutzige Wäsche eigentlich nicht so schmutzig, so dass sie fast schon sauber ist. Oder ein anderes Beispiel: Wenn man die Spülmaschine nur zur Hälfte ausräumt und das dann vergisst. Später fällt einem dann plötzlich auf, dass da jetzt sauber neben dreckig liegt. Das ist richtig Scheiße das Gefühl.

Man kann sich unendlich viele Beispiele für dieses Durcheinander ausdenken. Ich weiß, wovon ich rede.

Jetzt aber ist alles an seinem Platz und ich habe meine Ruhe. Ich kann meine Konsole anschalten und mich wieder so richtig entspannen beim Zocken. Das ist gut für Geist und Seele.

Es gibt vieles zu erledigen: Aufleveln, neue Gegenstände einsammeln, neue Ausrüstung kaufen, unnötige und nicht mehr brauchbare Gegenstände verkaufen, neuer Fähigkeiten ausprobieren und so weiter und so fort. Das macht alles Spaß. Dann ist die Zeit auch schon wieder rum, und ich muss schlafen gehen. Erholung ist sehr wichtig.

Erschöpft falle ich gegen halb elf ins Bett. Ich stelle mir den Wecker auf sechs Uhr morgens. Morgen geht es wieder an die Arbeit.

Normalität als zweite Natur

von Martin Hauff

Im „Corona-Jahr“ hat sich unser Alltag erheblich verändert. Mit den Strategien, den Virus in Schach zu halten, gehen Einschränkungen, Herausforderungen und Belastungen einher, wie z.B. der Lockdown oder das Homeschooling. An einige andere Veränderungen haben sich die meisten mittlerweile gewöhnt. Die Masken ziehen wir beim Einkaufen wie selbstverständlich auf. Die Abstandsregeln haben wir intuitiv verinnerlicht, sodass wir schnell merken, ob jemand zu Nahe kommt. Auch haben viele – vor allem viele Ältere – einen entspannteren Umgang mit Videokonferenzen und Homeoffice gefunden. Vor dem Ausbruch des Virus hätten sich die meisten nicht vorstellen können, dass diese Veränderungen zu einem neuen Alltag werden können. Wir haben uns sogar so sehr daran gewöhnt, dass vielleicht einige Praktiken nach Corona beibehalten werden. Vielleicht wird es üblich, sich mit dem Ellenbogen zu begrüßen? Oder kehrt der traditionelle Handschlag als Symbol für den Sieg über die Pandemie zurück? Wie auch immer es kommen wird, das „Corona-Jahr“ hat die Normalität unseres Alltags erschüttert, aber gleichzeitig neue Normalitäten erschaffen.

Doch es musste nicht erst Corona kommen, damit das, was normal ist, als recht kontingent erscheint. Es gehört zu den Erfahrungen einer Urlauberin, in einem anderen Land mit den Sitten und Gebräuchen der dort Lebenden konfrontiert zu werden. Man passt sich gern den dortigen Konventionen an. Man will ja auch nicht ständig als Touristin auffallen. Außerdem kann in manchen Ländern ein Verstoß gegen die dortigen Normen schnell als Beleidigung aufgefasst werden. In Japan zum Beispiel begrüßt man sich für gewöhnlich mit einer Verbeugung. Je höher der andere in der gesellschaftlichen Hierarchie steht, desto tiefer muss ich mich verbeugen. Von Touristen wird erwartet, sich dem anzupassen. Fehlritte werden ihnen aber nachgesehen, gerade weil sie Touristen sind. Die Mitglieder einer Gesellschaft besitzen nicht die Jokerkarte eines Urlaubers. Ihnen wird ein Übertreten der Sitten nicht so einfach verziehen. Doch sie wachsen in der jeweiligen Kultur auf und verinnerlichen sie, ohne darüber nachdenken zu müssen. Sie haben sogar die Konventionen so sehr übernommen, dass sie diesen überhaupt nicht in der Distanzhaltung eines Touristen begegnen können. Viel eher werden Verstöße gegen die Normen mit Gefühlen begleitet, die von Überraschung, über Empörung bis zu Entsetzen reichen können. Den Menschen eines bestimmten Landes – und somit auch uns, die wir hier leben – sind die Konventionen so vertraut, dass wir gar nicht bemerken, dass es sie gibt. Sie fallen erst auf, wenn sie gestört werden.

Émile Durkheim, einer der Gründerväter der Soziologie, hat diese Phänomene bereits 1895 sehr genau beschrieben.

„Wenn ich mich geltenden Konventionen der Gesellschaft nicht füge, etwa in meiner Kleidung den Gewohnheiten meines Landes und meiner Klasse keine Rechnung trage, wird die Heiterkeit, die ich errege, und die Distanz, in der man mich hält, auf sanftere Art denselben Erfolg erzielen wie eine eigentliche Strafe.“

Zu Durkheims Zeiten war die Kleiderordnung der gesellschaftlichen Schichten und Klassen noch restriktiver als zur heutigen Zeit. Doch der Punkt, den Durkheim macht, gilt heute immer noch. Zur sozialen Kontrolle bedarf es keiner expliziten Strafe. Verstöße gegen die Regeln der Normalität werden ebenso geahndet, jedoch auf eine sanftere Art. Aber nur weil diese Art sanfter ist, ist sie lange nicht weniger effektiv.

Und gerade aufgrund ihrer Sanftheit fügen wir uns vielleicht gern den Konventionen. Meistens merken wir es aber gar nicht. Die Normen und Regeln und gleichsam ihre sanktionierenden Mittel sind unsichtbar. „Wir werden von Illusionen genarrt, die uns einreden, wir hätten selbst geschaffen, was uns in Wahrheit von außen auferlegt wurde. Die Selbstgefälligkeit, in der wir uns gehen lassen, maskiert den erlittenen Druck. Allein sie beseitigt ihn nicht. Ähnlich wie die Luft nicht an Gewicht verliert, wiewohl wir ihre Last nicht mehr fühlen.“ Wir haben uns so sehr an das Gewicht der Luft gewöhnt, dass wir sie nicht wahrnehmen, auch wenn sie da ist. Diese Einsicht macht Durkheim zum Grundkonzept seiner Soziologie. In der Soziologie ginge es darum, soziale Tatbestände (fait sociale) zu beschreiben, die für gewöhnlich den Handelnden im Alltag unsichtbar sind, aber nichtsdestotrotz, ihnen einen permanenten Zwang auferlegen. Der soziale Tatbestand ließe sich nicht auf Psychologisches zurückführen und darin unterscheiden sich nach Durkheim die Soziologie von der Psychologie. Das Soziale bestehe als Tatsache außerhalb des Willens und Bewusstseins einzelner Handelnder und übe eine unbemerkte, aber dauerhafte Macht auf sie aus.

Da die Konventionen und der damit verbundene Zwang unsichtbar sind, können sie nur sichtbar gemacht werden, indem sie gestört werden. So gesehen ist eine Urlaubsreise eine Störung, weil ich als Tourist mein gewohntes Umfeld verlasse, mit einer mir frem-

den Kultur konfrontiert werde und als Touristin stigmatisiert werde, was seine Vor- und Nachteile hat. Als Touristin lerne ich, dass Menschen in anderen Ländern anders ihr Leben leben und dadurch werde ich über die Kontingenz meiner eigenen Kultur bewusst. Reisen bildet eben.

Störungen finden darüber hinaus in unserem Alltag statt, zum Beispiel wenn jemand zu spät kommt oder beim Essen schmatzt. Die Kultur hat zugleich Kompensationsmechanismen für solche Störungen entwickelt. Diese bestehen in der höflichen Bitte, das Schmatzen zu unterlassen oder das nächste Mal pünktlich zu sein. Selten muss dann darüber diskutiert werden, ob diese Anforderung der Einhaltung der Normen sinnvoll ist oder nicht. Das Gegenüber merkt, dass einem diese Normen wichtig sind. Und das reicht meistens aus. Jedoch kann man Situationen provozieren, in denen keine solche Kompensationsoptionen etabliert sind. Solche soziologischen Krisenexperimente hat Harold Garfinkel durchgeführt. Er hat z.B. seine Studierenden beauftragt, U-Bahn zu fahren, während kaum Betrieb ist. Sie sollten sich dann direkt neben eine Person setzen, obwohl das ganze Abteil leer ist. Die Frage war dann, wie die Person mit dieser Störung umgeht. Wird sie die Studentin höflich bitten, sich woanders hinzusetzen? Wird sie wütend? Oder geht sie ohne etwas zu sagen und setzt sich woanders hin? Dieses Experiment weist darauf hin, dass wir das Gefühl eines Mindestabstands verinnerlicht haben und uns unangenehm fühlen, wenn ein Fremder zu Nahe kommt. Dieses Gefühl hat sich womöglich durch Corona noch verstärkt. Garfinkel hat noch viele andere solcher Krisenexperimente durchgeführt. Sie zeigen, dass unser Alltag überhaupt erst durch diese unbemerkten Regeln und unsichtbaren Konventionen zu einem Alltag wird. Störungen und Abweichungen von der Normalität werden sehr spontan geahndet, ohne dass den Verteidigern der Norm das wirklich bewusst ist. Sie tun es einfach, ohne darüber zu nachzudenken. Sie üben Zwang aus, der ihnen nicht als Zwang erscheint, weil: „Das macht man halt so.“

In der Hegelschen Tradition hat sich der Begriff der zweiten Natur für den Zwang der Normalität etabliert. Als erste Natur wird die Natur bezeichnet, deren Gesetze und Regelmäßigkeiten die Physik, Chemie und Biologie beschreibt. Der Mensch kann die Naturgesetze nicht aushebeln. Das Gravitationsgesetz gilt überall.

So muss sich der Mensch auch den Gesetzen der Kultur und der Gesellschaft fügen. Diese wirken wie eine zweite Natur. Hegel fasst die Gewohnheit als zweite Natur auf. Die Gewohnheit hat den Vorteil, dass Sie der Moralität einen entsprechenden Inhalt verleiht und sie dadurch zur Sittlichkeit macht. Aber sie hat den Nachteil, dass der Mensch aus zu viel Gewohnheit stumpf werden und geistig sterben kann.

Beeinflusst durch Hegel verschärfen Georg Lukács und Theodor W. Adorno die negative Dimension des Begriffs des zweiten Natur. In seiner *Theorie des Romans* schreibt Lukács über die zweite Natur: „sie ist ein erstarrter, fremdgewordener, die Innerlichkeit nicht mehr erweckender Sinneskomplex; sie ist eine Schädelstätte vermoderter Innerlichkeiten“.

Lukács betont, was einmal Ausdruck eines lebendigen Willens und mit Intention war, kann mit der Zeit in festen Formen erstarren und etwas dem Willen Äußerliches werden.

In Bezug auf eine Marxsche Begrifflichkeit qualifiziert Lukács die erstarrte Kultur als Entfremdung zwischen dem Menschen und seinen Gebilden. Eigentlich könnte man annehmen, dass sich der Mensch mit Hilfe seines Geistes, durch die Beherrschung des Feuers und durch die Herstellung von Werkzeugen von den Nöten und Zwängen der natürlichen Umwelt befreit habe. Die Produkte des Menschen jedoch, seine Technik und die von ihm geschaffenen kulturellen Gebilde, wie Religion und Wissenschaft, üben einen

neuen Zwang auf den Menschen aus. Genau diese Ambivalenz zwischen Nutzen und Nachteil der Wissenschaft und der Vernunft ist das Thema der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno. Wissenschaft und Technik als Ideologie und als Institution haben neue Herrschaftsformen über den Menschen etabliert. Was in geschichtsphilosophischer Perspektive tragisch wirkt, wiederholt sich im profanen Alltag permanent, denn auch gut gemeinte Nor-

men, Regeln und Konventionen des täglichen Miteinanders erstarren häufig zu einer fremd erscheinenden zweiten Natur. Diese Gesellschaftsanalyse könnte pessimistisch stimmen. Trotzdem hält Adorno an der Hoffnung, dass die Welt doch einmal in einen befreiten Zustand eintreten könnte, fest. So sei der Mensch nicht total der zweiten Natur im Kleinen und Großen ausgeliefert. Vor allem kritisiert Adorno Denker, die das Phänomen der



zweiten Natur nicht als historisch Entstandenes und von den Menschen tagtäglich Reproduziertes beschreiben, sondern sie als eine wissenschaftliche Tatsache missverstehen. An Durkheim schätzt Adorno, dass er den unsichtbaren Zwang der Konventionen herausgearbeitet hat, wirft ihm aber vor, diesen Zusammenhang als überhistorisches Faktum zu verdinglichen. „Bei Durkheim registriert die naturwissenschaftliche Methode, die er verfehlt, die Hegelsche ‚zweite Natur‘ zu der Gesellschaft den Lebendigen gegenüber gerann.“ Darüber hinaus vernachlässigt Durkheim die Handelnden, die in ihrer alltäglichen Praxis Normen und Normalität hervorbringen. „So wenig die gesellschaftliche Vermittlung ohne das Vermittelte, ohne die Elemente: Einzelmenschen, Einzelinstitutionen, Einzelsituationen existierte, so wenig existieren diese ohne die Vermittlung.“ Adorno versucht, Vermitteltes und Vermittlung dialektisch zu denken.

Adornos Einsicht klingt recht plausibel. Aber wie sähe so eine Vermittlung genau aus? Adorno ist dieser Frage in weiteren Schriften nachgegangen. Auch die Soziologie nach ihm hat dieses Problem nicht losgelassen. Über das sogenannte Mikro-Makro-Problem, also das Problem der Vermittlung von Gesellschaft und Individuum, wird in der soziologischen Theorie immer noch diskutiert. Simon Lohse hat in seinem erst kürzlich erschienenen Buch *Die Eigenständigkeit des Sozialen* wichtige Argumente zu der Debatte klar und gründlich zusammengefasst. Hier zeigt sich, dass der Durkheimsche Ansatz in logische Probleme gerät. Die sozialen Tatsachen sind bei Durkheim gerade durch ihre Unabhängigkeit vom Bewusstsein und von den Handlungen der Einzelnen geprägt. Er versteht die Gesellschaft als eine Realität sui generis. Jedoch will Durkheim nicht in einen Substanzdualismus verfallen und mit denselben Problemen konfrontiert werden wie Descartes Dualismus von Geist und Körper. „Kraft dieses Prinzips (dass das Ganze nicht mit der Summe seiner Teile identisch ist, M.H.) ist die Gesellschaft nicht bloß eine Summe von Individuen, sondern das durch deren Verbindung gebildete System stellt eine spezifische Realität dar, die einen eigenen Charakter hat. Zweifellos kann keine kollektive Erscheinung entstehen, wenn kein Einzelbewusstsein vorhanden ist; doch ist diese notwendige Bedingung allein nicht ausreichend.“ Die Rede davon, dass das Ganze mehr ist als die Summe ihrer Teile erinnert an das Phänomen der Emergenz. Und tatsächlich wird Durkheims Position heute als Vertreter einer emergenten Position begriffen, genauer als Vertreter einer starken Emergenz. Eine höhere Ebene ist dann stark emergent, wenn sie nicht auf die darunterliegende Ebene reduziert werden, obwohl sie allein von der unteren Ebene her emergiert, d.h. entsteht. Im Gegensatz dazu liegt schwache Emergenz dann vor, wenn die Phänomene höherer Ebene vollständig durch die untere Ebene erklärt werden können.

Diese Unterscheidung zwischen starker und schwacher Emergenz ist nicht ganz unwichtig. Der Philosoph Jaegwon Kim wirft dem Ansatz der starken Emergenz vor, dass ungeklärt bleibe, wie genau die höhere Ebene auf die untere wirkt, wenn jene nicht auf diese reduzierbar ist. Kim plädiert daher für das Konzept der schwachen Emergenz und verteidigt in der Philosophie des Geistes die Ansicht, dass das Bewusstsein in neuronalen Prozessen emergiert und gleichzeitig auf diese zurückzuführen sei. In der soziologischen Theorie ist das Problem ähnlich gelagert wie in der Philosophie des Geistes. Daher können Argumente, die sich gegen die starke Emergenz richten, auf die Frage nach der Eigenständigkeit des Sozialen übertragen werden. Mit den Argumenten von Kim kritisiert somit Simon Lohse in seinem Buch die Soziologie von Durkheim und verteidigt den Ansatz des methodologischen Individualismus in der Tradition von Max Weber.

Doch dagegen könnte man mit Adorno wiederum einwenden, dass

ein solcher Individualismus die Gestaltungsmöglichkeiten individueller Akteure überschätzt und die Eigenständigkeit des Sozialen, die unsichtbaren Zwänge der Konventionen und die Macht der Normalität vernachlässigt. „Die Antithese zu Weber indessen bleibt so partikular wie dessen Thesis, weil sie bei der Nichtverstehbarkeit sich beruhigt wie jener beim Postulat der Verstehbarkeit. Stattdessen wäre die Nichtverstehbarkeit zu verstehen, die den Menschen gegenüber zur Undurchsichtigkeit verselbstständigten Verhältnisse aus Verhältnissen zwischen Menschen abzuleiten.“ Mit Adorno muss man annehmen, dass Entfremdungserscheinungen genauso ernstzunehmen sind, wie die Hoffnung auf Rettung.

Zum verrückt werden

Marcus Beisswanger

Die Normalisierung des Verrückten

Der Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen ist die sprichwörtliche Formulierung „Wer nicht verrückt ist, ist nicht normal.“ Im vorliegenden Essay soll anhand dieser Redewendung eine Auseinandersetzung erfolgen mit der Politisierung des Verrückten durch das Sozialistische Patientenkollektiv und Ansätzen der Kritischen Theorie bei Adorno, dem Leiden des Subjekts mit einer konsequenten Negation zu begegnen. Die genannte Redensart scheint Anknüpfungspunkte zu bieten an Kritikpunkte der Antipsychiatrie-Bewegung, die ab etwa 1960 unter anderem die soziale Ausschließung und Stigmatisierung von Menschen mit einer psychischen Erkrankung problematisiert hat.^[1] Insbesondere das „Ausschließen durch Einschließen“^[2] in den sogenannten Verwahranstalten der Psychiatrie ist im Rahmen der damit verbundenen Kampagnen und Initiativen teils erfolgreich kritisiert worden. Dabei sollte nicht unbeachtet bleiben, dass sich unter dieser „Sammelbezeichnung“^[3] unterschiedliche Strömungen subsumieren lassen, die sich in ihren Forderungen und Kritikpunkten auf einem Spektrum zwischen einer konsequenten Reform der Psychiatrie und ihrer vollständigen Abschaffung bewegen. Dass insbesondere in den geschlossenen Abteilungen der Psychiatrie weiterhin Patient_innen herabwürdigend behandelt werden, wurde zuletzt anhand eines investigativen Dokumentarfilms mit Undercover-Reportage durch ein Team um Günther Wallraff dokumentiert und diskutiert^[4]. Dessen skandalträchtige Aufmachung im Stil von Boulevardmedien erscheint dabei zwar überaus kritikwürdig – insbesondere der dominierende Gestus der moralischen Empörung, der nicht mit einer grundlegenden Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse verwechselt werden sollte. Doch zumindest gab diese Reportage den Anstoß, die darin aufgedeckten Missstände in der Psychiatrie im Klinikum Frankfurt-Höchst auch vonseiten der zuständigen Aufsichtsbehörden und der Kommunalpolitik überprüfen zu lassen.^[5]

Speziell in Bezug auf die Depression, die im medialen Diskurs stellenweise als Volkskrankheit bezeichnet wird, scheint sich sukzessive eine Entstigmatisierung und gesellschaftliche Akzeptanz zu

entwickeln, nicht zuletzt auch durch prominente Figuren wie den damaligen Torwart und Fußballprofi Robert Enke, der sich infolge seiner depressiven Erkrankung 2009 suizidiert hat.^[6] Allerdings bleibt zu befürchten, dass bei weniger prominenten Betroffenen das kollektive Mitgefühl deutlich geringer ausfallen dürfte, ohne dass an dieser Stelle der tragische Suizid von Enke bagatellisiert werden soll.^[7] Wagner wiederum^[8] weist mit Bezug auf die Ergebnisse einer quantitativen Studie darauf hin, dass sich die jeweilige psychiatrische Diagnose auch klassen- oder milieuspezifisch unterscheidet, sodass bei Personen aus prekarierten Milieus die Diagnose der Depression überwiegt, wohingegen bei sozioökonomisch besser gestellten Personen die Wahrscheinlichkeit einer Burnout-Diagnose steigt, die gemeinhin mit dem Scheitern am Leistungsdruck in verantwortungsvollen, beruflichen Positionen assoziiert werde.

Insbesondere in Bezug auf die Depression zeigt sich auch im sozialwissenschaftlichen Diskurs eine Tendenz dahingehend, die Entwicklung einer depressiven Symptomatik nicht allein auf eine individuelle Prädisposition, sondern auch auf gesellschaftliche Faktoren zurückzuführen, wie dies beispielsweise Ehrenberg^[9] darlegt. Dem Autor zufolge lässt sich eine depressive Störung als Erschöpfungsreaktion auf das Scheitern am neoliberalen Imperativ der Selbstverwirklichung verstehen. Dies wirft die Frage auf, ob andere Störungsbilder wie Psychosen oder Schizophrenie, bei denen den Betroffenen ein zumindest vorübergehender Realitätsverlust unterstellt wird, sich weniger gut durch sozialwissenschaftliche Erklärungsversuche normalisieren lassen und damit weiterhin als verrückt und bedrohlich gelten könnten. Auch von Kardorff^[10] weist darauf hin, dass Personen mit einer psychischen Erkrankung trotz Psychiatriereform und medialen Aufklärungskampagnen oft weiterhin von sozialer Ausschließung betroffen sind und das „verrückte“ Verhalten als von der sozialen Norm abweichend etikettiert wird. Vor diesem Hintergrund lässt sich in Frage stellen, inwiefern das Verrücktsein tatsächlich als normal betrachtet werden kann und ob bei solch einer Sichtweise nicht das individuelle Leiden der betroffenen Personen ausgeblendet bleibt. Insbesondere soll im Folgenden die kritisch gemeinte Intention,

[1] Jörg Bopp: Antipsychiatrie: Theorien, Therapien, Politik. Frankfurt am Main: Syndikat, 1980; Christof Goddemeier: „Antipsychiatrie“-Bewegung. Eine Institution steht am Pranger. In Deutsches Ärzteblatt PP 2014; 12(11), S. 502-504.

[2] Helga Cremer-Schäfer: Soziale Ausschließung als Voraussetzung und Folge Sozialer Arbeit. In: R. Anhorn, R. Keim, K. Rathgeb, E. Schimpf, S. Spindler & J. Stehr (Hrsg.), Politik der Verhältnisse - Politik des Verhaltens. Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit 29. Wiesbaden: Springer VS, 2018, S. 49.

[3] Goddemeier, 2014, S. 502.

[4] <https://www.rtl.de/cms/team-wallraff-undercover-reporter-bei-psychiatrie-recherche-aufgeflogen-4309956.html>, zuletzt abgerufen am 29.01.2021.

[5] <https://www.fr.de/frankfurt/nach-wallraff-reportage-geschlossenen-psychiatrie-klinikum-hoehst-arbeit-verbessern-12208289.html>, zuletzt abgerufen am 29.01.2021.

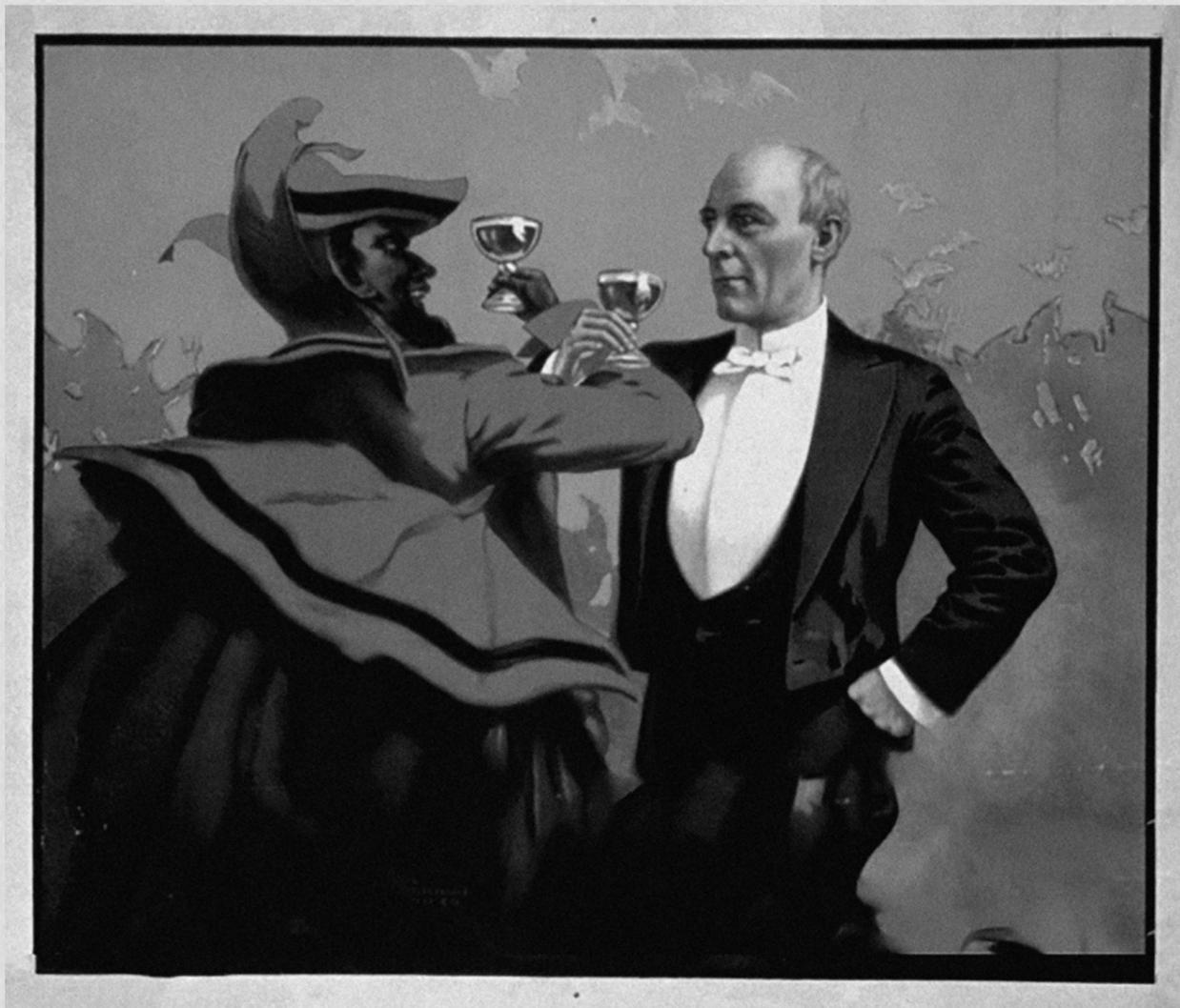
[6] <https://robert-enke-stiftung.de/robert-enke>, zuletzt abgerufen am 29.01.2021.

[7] https://www.deutschlandfunk.de/volkskrankheit-depression-erhoehtes-risiko-fuer-694.de.html?dram:article_id=401590, zuletzt abgerufen am 18.02.2021.

[8] Greta Wagner: Arbeit, Burnout und der buddhistische Geist des Kapitalismus. In: Ethik und Gesellschaft 2/2015: Depression und subjektivierte Arbeit. Online abgerufen unter <http://www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2015-art-2> am 25.01.2021.

[9] Alain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main: Campus, 2015.

[10] Ernst von Kardorff: Kein Ende der Ausgrenzung Verrückter in Sicht. In: R. Anhorn & F. Bettinger (Hrsg.), Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit: Positionsbestimmungen einer Kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Wiesbaden: VS, 2008, S. 253-271.



das individuelle Leiden der Psyche als normale Reaktion auf eine „verrückte“ Gesellschaft zu deuten wie auch dessen politische Instrumentalisierung einer Metakritik im Sinne der Kritischen Theorie bei Adorno unterzogen werden.

Zunächst erscheint es aus einer etikettierungstheoretischen Perspektive im Anschluss an Goffman^[11] oder Cremer-Schäfer & Lutz^[12] verdienstvoll, die gesellschaftlich bedingte Stigmatisierung von Menschen mit einer psychischen Erkrankung und deren Etikettierung als abweichend zu hinterfragen, worauf auch Cremer-Schäfer^[13] hinweist.

Auch von Kardorff verweist auf „den Doppelcharakter psychischer Störungen als Krankheit und als soziale Abweichung“.^[14] Allerdings scheint sich insbesondere bei bestimmten psychischen Erkrankungen das individuelle Leid nicht auf die subjektiv erlebten Folgen der gesellschaftlichen Stigmatisierung zu beschränken, sodass eine Aufhebung dieser gesellschaftlichen Faktoren nicht zwangsläufig auch das Leiden der Psyche beenden würde. Zwar könnte das individuelle Leiden der Psyche durch das soziale Umfeld der betroffenen Person als nicht der Realität entsprechend gewertet werden, insbesondere dann, wenn psychotische Symptome auftreten, die als wahnhaft deklariert werden, aber in Bezug auf ihre Genese ebenfalls nur schwer von gesellschaftlichen Faktoren loszulösen sind. Jedoch werden diese leidvollen Symptome aus der subjektiven Perspektive der Betroffenen als existent, überaus präsent und somit als real erlebt und beschrieben. Eine Unterscheidung zwischen *Realität* und *Normalität* ist hier von Bedeutung. (Ausgeblendet bleibt hierbei allerdings, dass auch die vorherrschende, gesellschaftliche Realität von wahnhaften Vorstellungen geprägt sein kann, wie dies Pohl^[15] am Beispiel des Antisemitismus rekonstruiert.)

Soll das individuelle Leiden der Psyche durch psychologische Testdiagnostik möglichst objektiv erfasst werden, muss diese positivistische Objektivierung zwangsläufig auf die subjektive Erfahrung der Betroffenen zurückgreifen. Somit bleibt eine Diagnostik, die die ‚Störung‘ als objektive und behandelbare Realität erfassen soll, notwendigerweise auf das Element des Verrückten angewiesen, also auf ein mitunter irrales, wahnhaftes Moment. Wenn aber das subjektive Erleben dennoch normalisiert und als konsequente Reaktion auf sozialpathologische Zustände interpretiert werden soll, gerät eine solche Sichtweise möglicherweise in Widerspruch zur Erfahrung der betroffenen Person, die diese Zustände zwar als *real*, aber nicht als *normal*, sondern als höchst bedrohlich und leidvoll erlebt.

Vor diesem Hintergrund erscheint es dann nachvollziehbar, wie solch eine widersprüchliche und höchst irritierende Erfahrung anschlussfähig werden kann an Versuche, dieses Erleben zu politisieren. Im Folgenden soll nun dargestellt werden, wie das Sozialistische Patientenkollektiv dieses irrales Moment des Verrückten

[11] Erving Goffman: Stigma: Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Berlin: Suhrkamp, 2010.

[12] Helga Cremer-Schäfer, Tilman Lutz: Die Macht von Bezeichnungen. Zur Aktualität von Etikettierungstheorien. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. Münster: Westfälisches Dampfboot, 2019, S. 29–44.

[13] Helga Cremer-Schäfer: Soziale Ausschließung und Kritische Theorie. In: R. Anhorn & J. Stehr (Hrsg.): Handbuch Soziale Ausschließung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 2021 (im Ersch.).

[14] Von Kardorff, 2015, S. 255.

[15] Rolf Pohl: Der antisemitische Wahn. Aktuelle Ansätze zur Psychoanalyse einer sozialen Pathologie. In: Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis. Wiesbaden: VS, 2010, S. 41–68.

für eine fundamentale Kritik der vorfindbaren, realen Verhältnisse in Gebrauch nimmt.

Die Politisierung des Verrückten

In bestimmten Strömungen der Antipsychiatrie-Bewegung ab 1960 lässt sich zum einen eine dezidiert linksgerichtete Kritik an der Psychiatrie als Form der totalen Institution,^[16] aber auch an der Diagnostik und Interpretation von psychischen Störungen finden, wie dies beispielsweise Bopp^[17] umfassend rekonstruiert hat. Als Beispiel für eine besondere Zuspitzung der dabei vorgebrachten Kritik soll hier das Sozialistische Patientenkollektiv (SPK) herausgegriffen werden.

Diese Gruppierung ist 1970 unter anderem unter Beteiligung von Wolfgang Huber entstanden, einem damaligen Assistenzarzt an der Universitätsklinik Heidelberg. Allerdings weist Bopp^[18] darauf hin, dass die Formierung des Kollektivs maßgeblich durch damalige Patient_innen der Psychiatrie und weniger durch Professionelle angestoßen wurde, im Unterschied zu anderen, vergleichbaren Initiativen aus dem Umfeld der Antipsychiatrie-Bewegung. Zudem sei das SPK „nicht aus der Erfahrung der regressiven Anstaltspsychiatrie hervorgegangen“,^[19] sondern in dem damals relativ progressiven Umfeld der Psychiatrischen Universitätsklinik entstanden, die fortschrittliche Ansätze wie die Fokussierung auf psychoanalytische oder gruppentherapeutische Ansätze in diesem Zeitraum bereits erprobt hat.

In den philosophischen Lesekreisen des SPKs habe dabei unter anderem eine Auseinandersetzung mit den Schriften von Hegel, Marx und Wilhelm Reich stattgefunden, worauf Pross^[20] hinweist. Bopp wiederum stellt heraus, dass sich das SPK bei seinen theoretischen Grundlagen explizit auf eine Verbindung von Marxismus und Psychoanalyse bezog.^[21] Gleichzeitig habe sich das SPK in seinen Schriften kaum explizit mit anderen Ansätzen befasst, wie beispielsweise der programmatischen Schrift „Psychiatrie und Antipsychiatrie“ von Cooper,^[22] dessen deutsche Übersetzung allerdings auch erst nach Auflösung des SPKs erschien. Zu den philosophischen Gesprächsrunden habe Huber ausgewählte Patient_innen in sein Privathaus eingeladen. Aus diesem Kreis habe sich später ein „konspirativer Zirkel“^[23] herausgebildet, der im weiteren Verlauf auch an politischen Aktionen beteiligt gewesen sei, ein Teil dieses Zirkels habe sich später der RAF angeschlossen. Eine umfangreiche Rekonstruktion dieser historischen Ereignisse

[16] Erving Goffman: Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973.

[17] Jörg Bopp: Antipsychiatrie: Theorien, Therapien, Politik. Frankfurt am Main: Syndikat, 1980.

[18] Ebd.

[19] Ebd., S. 111.

[20] Christian Pross: Vertane Chance zur Aufklärung eines dramatischen Kapitels der Psychiatriegeschichte. Der Dokumentarfilm „SPK-Komplex“. In: Nervenheilkunde 11/2018. Stuttgart: Georg Thieme, S. 1–6.

[21] Bopp, 1980.

[22] David Cooper: Psychiatrie und Antipsychiatrie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1971.

[23] Pross, 2018, S. 3.

bietet beispielsweise die Monographie von Christian Pross,^[24] auch wenn seine Perspektive aufgrund der eigenen Involviertheit als Zeitzeuge subjektiv und auch von persönlichen Vorbehalten gefärbt sein mag.

Im Fokus der Betrachtung soll hier nun der politisierte, radikal zugespitzte Blick des SPK auf das Phänomen der psychischen Krankheit stehen.^[25] Insbesondere deren zentrale Parole „Aus der Krankheit eine Waffe machen“ erscheint im Kontext des vorliegenden Beitrags interessant. Pross weist in einem Artikel für eine medizinische Fachzeitschrift über den Dokumentarfilm „SPK-Komplex“ von Gerd Kroske darauf hin, dass das SPK „Vorstellungen von den psychisch Kranken als revolutionäres Subjekt“^[26] vertreten habe und bezeichnet diese im Artikel als „absurd“.

Diese Einschätzung wirft die Frage auf, inwiefern solch eine Vorstellung abwegig erscheint und was genau daran kritikwürdig sein könnte. Zunächst scheint die Parole, die Krankheit in eine Waffe gegen das kapitalistische Gesellschaftssystem zu verwandeln, als Umkehrung der Vorstellung, das verrückt werden als folgerichtige, normale Reaktion auf eine pathogene Gesellschaft zu deuten. Die (psychische) Krankheit als Waffe zu verstehen, würde dann bedeuten, die Störung selbst als Mittel gegen ihre eigene Ursache zu richten. Damit liegt zwar auch diesem Ansatz

die Vorstellung zugrunde, dass das Leiden der Psyche auf gesellschaftliche Faktoren zurückzuführen sei. Während aber bei der Redewendung „Wer nicht verrückt ist, ist nicht normal“ und bei anderen Ansätzen der Antipsychiatrie-Bewegung das betreffende Subjekt von Stigmatisierung und Schuldzuschreibungen durch Entpathologisierung und Normalisierung entlastet werden soll, zielt die Parole des SPK auf ein revolutionäres Moment ab und nimmt dabei das Subjekt in die Pflicht, die krankmachenden Verhältnisse umzustürzen.

Eine bis heute bestehende, selbsternannte Nachfolgeorganisation des Sozialistischen Patientenkollektivs hat die Inhalte der zentralen „Agitationsschrift“ in der 6. Auflage von 1995 online zur Verfügung gestellt. Die nun folgenden Zitate entstammen der genannten Online-Version.

Insbesondere die Thesen über die „Identität von Krankheit und Kapital“ erscheinen im Kontext des vorliegenden Beitrags bemerkenswert.^[27] In diesen Thesen entwickelt das SPK einen zentralen Argumentationspunkt:

„Der kapitalistische Produktionsprozeß ist gleichermaßen ein Destruktionsprozeß von Leben. Es wird ständig Leben zerstört und Kapital produziert“

[24] Christian Pross: "Wir wollten ins Verderben rennen." Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg. Köln: Psychiatrie-Verlag, 2017.

[25] Bopp, 1980.

[26] Pross, 2018, S. 826

[27] http://www.spkpfh.de/KKW_VI_Krankheit_und_Kapital.htm#23 Identitaet_von_Krankheit_und_Kapital, zuletzt abgerufen am 27.01.2021



Im weiteren Argumentationsgang sieht das SPK dann Krankheit nicht nur als Folge der kapitalistischen Ausbeutung von Arbeitskraft. Sondern in der Krankheit selbst sei auch potentiell eine Widerstandskraft angelegt, indem sich die erkrankte Person aufgrund der krankheitsbedingten Arbeitsunfähigkeit der weiteren Verwertung verweigere. Das „Gesundheitswesen“, damit auch die institutionalisierte Psychiatrie wiederum trage zur Wiederherstellung von Arbeitsfähigkeit bei, wodurch das revolutionäre Moment der krankheitsbedingten Arbeitsunfähigkeit gewissermaßen entschärft werde:

„Das progressive Moment der Krankheit, der Protest, wird abgetötet; das reaktionäre Moment, die Hemmung, wird im Heilungsprozess (= Reparatur von Arbeitskraft) verstärkt reproduziert. Dem Kranken wird sein Bedürfnis nach Veränderung genommen“

Dabei scheint es bei dieser Argumentation auf den ersten Blick gewisse Berührungspunkte mit aktuellen, sozialwissenschaftlichen Thesen zur Bedingtheit von psychischer Erkrankung und dem Arbeitsleben in der kapitalistischen Vergesellschaftung zu geben, wie sie beispielsweise bei Ehrenberg^[28] oder als Kritik der Therapeutisierung von gesellschaftlich bedingten „Störungen“^[29] diskutiert werden. Auf den zweiten Blick stellt sich bei der Positionierung des Sozialistischen Patientenkollektivs ein gewisses Unbehagen ein. Bei dem hier skizzierten Verständnis von der „Krankheit als Waffe“ (a. a. O.) und den „psychisch Kranken als revolutionäres Subjekt“ (a. a. O.) scheint sich aus Perspektive der Kritischen Theorie eine falsche Unmittelbarkeit einzustellen, die Adorno und Horkheimer in der Kritischen Theorie als Kurzschluss zwischen Theorie und Praxis kritisieren.^[30] Das Leiden der Subjekte an den kapitalistischen Verhältnissen soll dem SPK nach nicht normalisiert, sondern politisiert, also radikalisiert und unmittelbar in eine revolutionäre Aktion überführt werden. Eine Heilbehandlung durch die professionelle Psychiatrie wird in dieser Konsequenz dann abgelehnt, um „das progressive Moment der Krankheit“ (a. a. O.) nicht zu neutralisieren. Nicht nur der Umstand, dass offenbar einige Mitglieder des SPK durch ihre Hinwendung zur RAF die Krankheit im allzu wörtlichen Sinne zur Waffe haben werden lassen, erscheint hierbei problematisch.^[31] Auch die Implikation, die Krankheit und das Leiden aufrechtzuerhalten und der Heilung zu entziehen, bis die dafür ursächlichen Verhältnisse revolutionär überwunden sind, zielt also weniger auf die Abschaffung des Leidens, sondern auf die Abschaffung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ab, die als unmittelbare Ursache vorausgesetzt wird. Damit wird das individuelle Leid durch die Ingebrauchnahme für politische Zwecke indirekt affirmiert und im Sinne einer Revolutionsromantik idealistisch verklärt. Insbesondere der vom SPK bewusst gewählte Begriff der Agitation, bei dem auch die therapeutischen Sitzungen in „Einzel-

[28] Ehrenberg, 2015.

[29] Roland Anhorn, Marcus Balzereit (Hrsg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 2016.

[30] Theodor W. Adorno: Resignation. In: Gesammelte Schriften Band 10: Kulturkritik und Gesellschaft II. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2003 [1969], S. 794–799; Theodor W. Adorno, Max Horkheimer: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt am Main: S. Fischer, 2016 [1969].

[31] Pross 2017; 2018.

und Gruppenagitation“ umbenannt worden sind, mag dem damaligen Zeitgeist entsprechen, erscheint aber in der Retrospektive irritierend.^[32] Hier scheint auch eine unmittelbare Politisierung der Psychotherapie im Sinne einer politischen Beeinflussung und Instrumentalisierung der betroffenen Personen angelegt zu sein, wie sie beispielsweise auch Knebel^[33] als falsch verstandene Form einer kritisch gemeinten Praxis kritisiert.

Das Leiden am Verrücktsein

In der Kritischen Theorie bei Adorno nimmt das Leiden der Individuen an den gesellschaftlichen Verhältnissen einen zentralen Platz ein, wie dies beispielsweise Angehrn^[34] in Bezug auf die Negative Dialektik ausführte. Von zentraler Bedeutung sei dabei allerdings, dass die (psychische) Beschädigung des Subjekts zum Gegenstand der Negation werden soll und den kategorischen Imperativ, abgeschafft zu werden, bereits in sich berge. Dabei beziehen sich die Überlegungen von Adorno zum individuellen Leiden Angehrn zufolge allerdings mehr auf den körperlichen Schmerz, lassen sich jedoch meines Erachtens und in gewisser Hinsicht auch auf das Leiden der Psyche übertragen. In diesem Sinne könnte auch der psychische Schmerz ein irreduzibles Moment beinhalten, da er zwar durch gesellschaftliche Bedingungen mit verursacht wird, sich aber nicht vollständig auf diese zurückführen, sich also weder durch die Beseitigung dieser Ursachen vollständig aufheben noch durch die Dekonstruktion des Begriffs auflösen lässt.

Hingegen zeigt sich bei der Redewendung „Wer nicht verrückt ist, ist nicht normal“ im Umkehrschluss, dass die verrückte Person normal sei, das Verrücktsein also normalisiert wird und vice versa die Normalität selbst als verrückt gilt. Unter der Prämisse, dass das Verrücktsein mit einem individuellen Leiden daran verbunden ist, lässt sich schlussfolgern, dass dieses Leid damit ebenfalls normalisiert, also in einem gewissen Sinne durch die fehlende Negation affirmiert, also akzeptiert werden soll.

Auch im Sozialistischen Patientenkollektiv und der Forderung, die Krankheit als Waffe gegen das System zu richten, zeigt sich indirekt eine Affirmation: Zwar wird das Leiden der Psyche an sich problematisiert, aber vor allem dessen Behandlung und Heilung als konterrevolutionär kritisiert, da die Krankheit durch ihre Heilung seines „progressiven Moments“ (a. a. O.) beraubt werde. Hierbei soll also das Verrücktsein an sich zugespitzt und radikalisiert werden. Seine Aufhebung hingegen scheint auf die Zeit nach der Abschaffung der pathogenen Verhältnisse verschoben zu werden.

Die Befassung mit den Kritikpunkten der Antipsychiatrie und dem Sozialistischen Patientenkollektiv im Verhältnis zur Kritischen Theorie könnte aufgrund der historischen Verortung allerdings als antiquiert oder überkommen betrachtet und damit als in der Diskussion als erledigt abgelegt werden. Doch scheint die Debatte um die gesellschaftliche Konstruktion und Bedingtheit des Ver-

[32] http://www.spkpfh.de/KKW_IV_Zur_Methode_des_SPK.htm#15 Einzelagitation_und_Groupenagitation, zuletzt abgerufen am 28.02.2021

[33] L. Knebel. Muss Psychotherapie politisch werden? Nein, aber... In: Psychologie & Gesellschaftskritik, 42. Jahrgang, Nr. 166/167, Heft 2/3-2018, S. 25-47.

[34] Emil Angehrn: Leiden beredt werden lassen. Zwischen Kritischer Theorie und Psychoanalyse. In: C. Kirchhoff & F. Schmieder (Hrsg.), Freud und Adorno. Zur Urgeschichte der Moderne. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2014, S. 145-152.

rückten insbesondere im intersektional und poststrukturalistisch orientierten Wissenschaftsbetrieb unter der Kategorie der „Mad Studies“ wieder an Bedeutung zu gewinnen. Beispielsweise kommt dies in einem Sammelband zum Ausdruck, der eine Tagung aus dem Jahr 2018 über die Ausdifferenzierung der Disability Studies dokumentiert.^[35]

Um der darin angelegten, diskursanalytischen Verschiebung etwas entgegenzusetzen, die das Verrücktsein überwiegend als sozial konstruiert betrachtet, könnte eine Perspektive gestärkt werden, die sich mehr auf die Verbindung von Kritischer Theorie und Psychoanalyse bezieht, worauf auch Angehrn^[36] hinweist. Eine solche Positionierung könnte daran festhalten, „Leiden beredt werden zu lassen [als] Bedingung aller Wahrheit“,^[37] indem der subjektive Sinn im Verrücktsein und seine wechselseitige Bezogenheit auf die gesellschaftlichen Bedingungen Anerkennung findet, ohne die „Störung“ und das damit verbundene Leiden als normale Reaktion auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu deuten – und sich im schlechtesten Fall damit abzufinden. Dieses „beredt werden lassen“ könnte bedeuten, dem Leiden am Verrücktsein, das nicht vollständig in der gesellschaftlichen Stigmatisierung aufzugehen scheint, zum Ausdruck zu verhelfen. Bemerkenswerterweise verweist Freud selbst in einer viel zitierten Anekdote darauf hin, dass sich die psychoanalytische Behandlung darauf beschränken müsse, das subjektive Leiden an der individuellen Störung „in gemeines Unglück zu verwandeln“.^[38] Ein derartiger Heilungserfolg wäre in diesem Sinne die Voraussetzung, um einen weniger leidvollen Umgang mit den Zumutungen einer widerspruchsvollen Gesellschaft zu finden, in der nach Adorno „alle Menschen [...] a priori beschädigt“^[39] sind. Ein solches Krankheitsverständnis stellt das Postulat des SPK, die Krankheit als Waffe gegen das pathogene System zu verwenden, gewissermaßen auf den Kopf: Während das SPK die Heilung aufschiebt, um das progressive Element der Störung aufrechtzuerhalten, wäre nach Freud eben das Lindern oder Aufheben der individuellen Symptome eine Voraussetzung, um es in der bestehenden Gesellschaft auszuhalten, die alle gleichermaßen zu Beschädigten werden lässt. Diese kollektive Erfahrung wiederum bringt die Erkenntnis mit sich, dass sich das Leiden der Subjekte in den bestehenden, gesellschaftlichen Verhältnissen nur bedingt aufheben lässt, solange diese Verhältnisse fortbestehen. Bemerkenswerterweise sieht Adorno das Bedürfnis, dieses Leiden sowohl in seinem gesellschaftlichen Gehalt als auch in der subjektiven Erfahrung zur Sprache zu bringen, als „Bedingung aller Wahrheit“^[40] an. Dies wirft die Frage auf, welche Wahrheit damit gemeint sein könnte und ob ein solcher Wahrheitsanspruch im Sinne einer spätmodernen Erkenntniskritik als anmaßend verworfen werden müsste. In dem bereits erwähnten Beitrag von Boger^[41] findet ebenfalls eine intensive Auseinandersetzung mit den Begriffen der Normalität und Normalisierung statt. In Bezug

auf die Normalität stellt Boger prägnant fest:

„Mal erscheint sie [die Normalität, M. B.] uns als dekonstruierbare diskursive Konstruktion, die sich leicht ver_rücken lässt, und dann wieder als bitterlich-reale Wand, von der sich nicht einmal ein Steinchen verschieben lässt.“^[42]

Bei dem Versuch, diese beiden Thesen in einem Gedankenspiel zusammenzuführen, könnte die Wahrheit, die Adorno meint, eben darin liegen, dass das Verhältnis zwischen dem Verrückten und der Normalität eben doch nur bis zu einem gewissen Grad dekonstruierbar erscheint: Zwar lässt sich die Konstruktion, dass das Verrückte als abweichend von der Normalität identifiziert wird, sowohl durch einen diskursanalytischen als auch durch einen etikettierungstheoretischen Ansatz kritisch reflektieren und hinterfragen. Doch auch bei den daraus resultierenden Bemühungen, das Verrücktsein zu entstigmatisieren, zeigt sich die Beharrungskraft der gesellschaftlichen Verhältnisse als Form der hegemonialen Normalität. Diese Realität in einem materialistischen Sinne könnte ebenso ein Moment der Wahrheit beinhalten wie das Eingeständnis, dass das Verrücktsein und verrückt werden einen irreduziblen, nicht dekonstruierbaren Kern beinhaltet: die individuelle Erfahrung, an der psychischen Reaktion auf die gesellschaftlichen Verhältnisse schmerzhaft zu leiden.

Die verrückte Normalität

Doch (wie) lässt sich solch ein Zustand denken, in dem das Leid nicht mehr sein muss? Vermutlich müsste sich dieser deutlich von der bisherigen, leidvollen Normalität unterscheiden, die zum verrückt werden einzuladen scheint. Um das individuelle Leiden abzuschaffen, müssten die Verhältnisse also selbst ver_rückt werden, auch wenn dieses Wortspiel mit der doppelten Bedeutung des „Ver_rückten“ etwas überstrapaziert erscheint, gleichwohl es beispielsweise auch bei von Kardorff^[43] und Boger^[44] Verwendung findet. So verweist Braunstein^[45] auf ein interessantes Detail in Bezug auf den Begriff der Utopie bei Adorno mit Rückgriff auf messianische Vorstellungen im Judentum. Braunstein zitiert hierzu die legendenhafte Erzählung eines Rabbis, nach der sich die Erlösung von den jetzigen Verhältnissen nicht durch eine Revolution oder katastrophische Apokalypse einstelle, sondern sich die erlösten Verhältnisse nur durch kleine, aber bedeutsame Verschiebungen von den alten unterscheiden würden: „alle müssen von ihrem Platz verrückt werden“.^[46] Dies unterscheidet sich zwar nur minimal, aber bedeutsam von der Vorstellung, alle müssten an ihrem Platz verrückt werden. Dieser feine Unterschied wäre allerdings einer ums Ganze. Wenn Leiden an den individuellen Zumutungen einer kapitalistischen Gesellschaft anerkannt, aber nicht normalisiert, also akzeptiert wird, ist zwar seine universelle Beendigung weiterhin an eine grundlegende Veränderung oder Verschiebung der gesellschaftlichen Verhältnisse gekoppelt. Weil diese Verschiebung in Richtung Utopie bereits sukzessive in den

aktuellen Verhältnissen angelegt ist, also im Diesseits beginnen kann, lässt sich das Leiden der Subjekte auch schon in diesen Verhältnissen nach Möglichkeit reduzieren, ohne dass die betreffenden Personen erst auf die Erlösung durch einen revolutionären oder apokalyptischen Umsturz getröstet werden müssten. Und ein solches Verrücken der Verhältnisse lässt sich wohl auch nicht auf eine sprachlich-diskursive Verschiebung begrenzen, bei der nur die verwendeten Begriffe verändert werden müssten. Diese neue Normalität, wie sie dem Begriff nach auch als Vorstellung einer Post-Corona-Gesellschaft imaginiert wird, wäre dann vielleicht nur geringfügig umgestellt, aber bestenfalls so eingerichtet, dass das Verrücktwerden an den gesellschaftlichen Verhältnissen kein Normalzustand mehr bleibt.

[35] Mai-Anh Boger: Mad Studies und/in/als Disability Studies. Eine Verhältnisbestimmung. In: D. Brehme, P. Fuchs, S. Köbsell & C. Wesselmann (Hrsg.): Disability Studies im deutschsprachigen Raum. Zwischen Emanzipation und Vereinnahmung. Weinheim & Basel: Beltz Juventa, 2020, S. 41-55.

[36] Angehrn, 2014.

[37] Adorno, 1975, S. 29, zit. nach Angehrn, 2014, S. 148.

[38] Sigmund Freud: Gesammelte Werke. Erster Band. London: Imago, 1952, S. 312.

[39] Adorno, 1972, S. 63.

[40] Ebd.

[41] Boger, 2020.

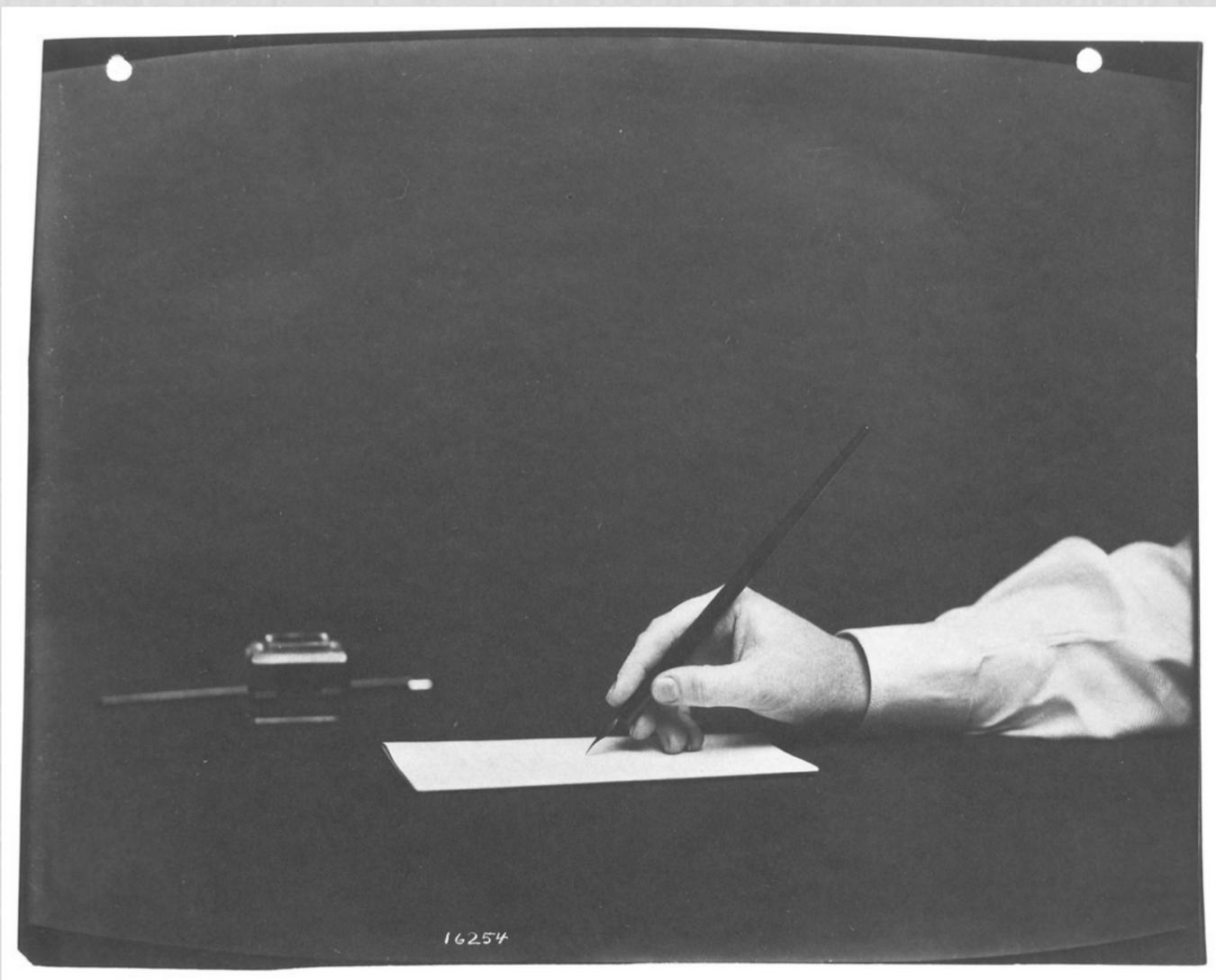
[42] Ebd., S. 50.

[43] Von Kardorff, 2015.

[44] Boger, 2020.

[45] Dirk Braunstein: Adornos Kritik der politischen Ökonomie. Bielefeld: Transcript, 2015.

[46] Von Bratzlaw 1985, zit. nach Braunstein, 2015, S. 377.



Wie werde ich **NORMAL**?

Ein paar Tipps, Tricks und Hacks zum Ausprobieren

Viet Anh Nguyen Duc

Warum bin ich so anders? Warum weiche ich immer von den Anderen ab? Warum kann mich niemand leiden?

Viele Menschen leiden heutzutage enorm unter ihrer eigenartigen Andersartigkeit. Sie wollen sich anpassen, wollen dazugehören und unauffällig sein, aber es gelingt ihnen einfach nicht und sie wissen nicht mehr weiter. Das ist sehr frustrierend, denn man ist zu guter Letzt dann doch selbst an allem schuld. Na sowas!

Vieles aber ließe sich leicht vermeiden, wenn man sich nur an ein paar Regeln hält. Tatsächlich ist es gar nicht so schwer. Man muss einfach die Augen öffnen und ein bisschen genauer hinschauen. Man muss sich nur ein wenig anstrengen. Das können wir dir leider nicht abnehmen.

Dennoch: Hier ein paar hilfreiche Tipps.

Erstens. Wenn du zu dick (Alltagssprache *fett*) bist: Abnehmen hilft immer. Es gibt im Internet auf jeden Fall irgendwo Zahlen, Proportionen, Gleichungen und Gleichnisse, die angeben, wie viel du eigentlich auf die Waage bringen solltest.

Ein Mensch, der beispielsweise ca. 80 Kilo wiegt, sollte nicht größer sein als 1,80 m. Umgekehrt sollte jemand, der 2 m groß ist, darauf achten, dass er nicht gegen eine Hängelampe oder sonst was läuft; ist die Decke zu niedrig, sollte er sich gebückt halten. Menschen, die eher klein ausfallen, sollten Achterbahnfahrten vermeiden, wenn die Gefahr besteht, dass die Gurte nicht halten. Und ein Mensch, der eher breit als langgezogen ist, sollte sich darum bemühen, stets auf der Seite zu gehen, damit die Größenverhältnisse nicht irritierend werden. Es gilt π mal Daumen: Größe mal Länge geteilt durch Quadrat.

Das Wichtigste ist aber, dass du dich wohl fühlst.

Zweitens. *Sei kreativ*. Jeder Mensch, der irgendetwas in dieser Gesellschaft sein will – und das ist ja nun mal die Mehrheit in unseren Breitengraden – sollte ein kreatives Hobby ausüben, mit dem man vor allen Anderen prahlen kann. Kreative Menschen haben meistens einen besonders neurotisch ausgeprägten Hang für Normalität. Das erkennt man daran, dass sie jede Abweichung von dem, was sie für normal halten, mit großer Empfindlichkeit wahrnehmen, um sich davon abzugrenzen. In aller Regel gestalten sie unsere Zukunft, wenn sie keine Versager sind. Insbesondere diejenigen, die in der Kreativbranche Karriere machen wollen, sind gute Ratgeber. An ihnen kannst du dich orientieren. Vielleicht machst du es schon. Gut gemacht! Normal sein ist gar nicht so schwer.

Drittens. *Betreihe Selbstdarstellung*. Vom Kreativen kommen wir sodann zur Selbstdarstellung – ein fließender Übergang. Was hier fließt, sind im Übrigen innere Energien („Chakren“), die erst richtig aktiviert werden können, wenn man etwas von sich preisgibt und es mit anderen teilt. Man bekommt schnell seine Likes und damit auch schnell die nötige Dosis Anerkennung. Danach streben alle. Ein guter Kommentar auf Twitter, eine kleine belanglose Story von dir (etwa am Strand) auf Instagram, eine vielleicht etwas ausführlichere Make-Up-Rezension auf Youtube – hier sind dir keine Grenzen gesetzt. Du alleine stehst dir im Weg. Eigentlich bist du das Problem und nicht die Anderen, wie du es dir doch so oft einredest zu deiner eigenen Bequemlichkeit.

Wenn du einen guten Arsch hast, setze ihn in den Mittelpunkt deines Bildes. Nicht nur wird dann dein Popo angeschaut, umgekehrt, schaust du die anderen mit deinem Arsch an. Du entscheidest immer, wie du die Welt siehst oder umgekehrt, wie du von der Welt gesehen wirst. Nur du weißt, was für dich gut ist.

Viertens. *Finde deine Pathologie*. Jeder hat irgendwelche Macken, die ihn erst interessant machen. Manche haben einen dubiosen Putz- bzw. Sauberkeitsfetisch; andere wiederum müssen andauernd mit irgendetwas beschäftigt sein; dann gibt es wiederum Leute, die Probleme haben, sich in andere hineinzusetzen; nicht gering ist auch die Gruppe jener Choleriker, die wegen jeder Kleinigkeit ausrasten. Die Auswahl ist wirklich groß, du musst nur die Pathologie finden, die zu dir passt. Dann kannst du es herumerzählen; das macht dich garantiert auch etwas interessanter. Wenn du sonst nichts zu melden hast, umarme deine Pathologie, werde eins mit ihr. Einen passenden Therapeuten wirst du schon finden. Und der wiederum wird dir den Weg zur sogenannten Normalität weisen. Natürlich bist du schon normal, wenn du feststellst, dass du einen Therapeuten brauchst. Diese Branche produziert sozusagen auf der Hinter- und auf der Vorderseite Normalität. Da ist man immer gut beraten.

Fünftens. *Schaue Serien oder spiele irgendein Computerspiel*. Das versteht sich doch wohl von selbst, dass jeder, der irgendein Interesse daran hat, an der Normalität zu partizipieren, auch seine Lieblingsserie hat oder sein Lieblingsspiel, mit dem er viele Stunden verbringt. Irgendwie muss man ja die Zeit rumkriegen. Und auf diese Weise bekommst du garantiert sehr viel Zeit rum.

Ein weiterer Vorteil: Man kann, wenn es sich um eine erfolgreiche Serie/Spiel handelt auch super mitreden.

Ist das New Normal noch normal?

Jonas Blöbbaum

Im Trendwort »New Normal«, das das Leben und noch vielmehr die Arbeitswelt in Zeiten der Corona-Pandemie beschreiben soll, erscheint die neuste Form eines gar nicht so neuen, aus der Geschichte bekannten Prinzips: es ist das der permanenten Krisenbewältigung, die aber keine Krisenüberwindung ist. Die Coronapandemie wird an vielen Stellen gar nicht als lästiger Ausnahmezustand oder als Zumutung verhandelt, sondern als begrüßenswerter Antrieb eines New Normal. In einem Werbeartikel der Unternehmensberatung Roland Berger wird die Corona-Pandemie beispielsweise als „Katalysator für bestehende Trends“^[1] ausgewiesen.

Wird hier schlicht die alte Ideologie des Sozialdarwinismus ausgepackt, wonach die Schwächeren stets das Nachsehen haben, und die Stärkeren sich an der Krise beweisen können? Doch dann wäre die Frage, ob überhaupt von Ideologie die Rede sein kann. Denn egal welchen Ideologiebegriff man zur Hand nimmt, alle haben eine Gemeinsamkeit: Der die Träger_in von Ideologie, hält sich darin selbst nicht dafür. Erst die Kritiker_innen weisen den ideologischen Gehalt nach, indem sie ihn vor dem Hintergrund eines größeren, gesellschaftlichen Prozesses sichtbar machen. So würden beispielsweise Sozialdarwinist_innen die gesellschaftlichen Unterschiede für naturgegeben erklären; erst die Kritik zeigt, dass die sozialen Unterschiede eine Geschichte haben und nicht auf einem naturgegebenen Recht des Stärkeren beruhen. Gleichzeitig muss, wenn von Ideologie die Rede ist, gezeigt werden, dass der Sozialdarwinismus selbst Teil dieser Geschichte ist. Damit ist Ideologie stets mehr als nur die Gedankenwelt von Einzelnen und erst recht nicht durch Einzelne bewusst erdacht. Ideologie impliziert, dass sich etwas „hinter dem Rücken der Produzenten“ (Marx) abspielt. Dieser unbewusste Anteil scheint bei den Befürwortern des New Normal allerdings kaum vorhanden zu sein. Sie kennen die gesellschaftlichen Trends - früher nannte man sie auch Bewegungsgesetze der Geschichte - und wissen die aktuelle Corona-Pandemie vor diesen Hintergrund zu deuten. Liest man sich aktuelle Äußerungen, wie die oben aufgeführten, zur Coronapandemie durch, gibt es nicht mehr viel zu entschlüsseln: Ideologie dient hier nicht mehr als Verschleierung sondern als Reklame-Leuchttafel.

Die Pandemie geht mit »New Work«, »New Management«, »New Pay« und Digitalisierung eine Ehe aus Leidenschaft ein. Dies auszusprechen, gehört nicht mehr in das Gebiet ideologiekritischer Unterstellungen, sondern ins Repertoire eines jeden PR-Texters, der diese jetzt beerbt. Jede_r weiß: Krise und Business-as-usual gehen zusammen durch dick und dünn, deswegen kann man mit dieser Einsicht genauso wenig aufrütteln, wie mit TV-Berichterstattungen, die beispielsweise schlechte Arbeitsbedingungen beim Subsubsubunternehmer aufzeigen. All dies kann nur abprasseln am allgegenwertigen Zynismus, den sowohl Optimist_innen als

auch Pessimist_innen teilen. Der Pessimismus ist zynisch, da er Kritik als Genußware konsumiert. Kritik trifft allerorts auf ein aufnahmewilliges Publikum, das diese aber nicht als Vorbote einer Veränderung der Praxis begreift, sondern als Katharsis, die dabei hilft, so weiter machen zu können wie bisher. Der Optimismus stellt sich zu Recht gegen das genüssliche Laben am Schlechten, betreibt jedoch die marktschreierische Affirmation von Missständen. Statt zum Konsum des Schlechten wird genügsam zum Konsum einer am besten klimaneutral und moralisch produzierten Limo aufgerufen, die uns schon dabei helfen wird, die Missstände „durchzuhalten“^[2].

So betrachtet, müsste schon jede_r wissen, dass in der Coronapandemie wieder mal nur aktuelle Trend katalysiert werden. Doch nicht alle Implikationen des New Normals dürften offen darliegen. Deswegen lohnt sich darauf ein kurzer Blick, wie er in diesem Artikel geschehen soll.

Klar ist: Die immer wiederkehrende Metapher von der Krise als Katalysator weist darauf hin, dass wir es hier mit etwas zu tun haben, was nicht genuin der Coronapandemie zuzuschreiben ist. Schließlich beschleunigt ein Katalysator (chemische) Prozesse, verursacht aber diese aber nicht grundlegend.

Stattdessen wird die Pandemie in Bezug auf New Normal sogar eher als zweitrangig dargestellt: So lässt zum Beispiel das *Handelsblatt* verlauten, dass hier ein Innovationsprozess im Gang sei, der größer ist als eine schnöde Pandemie^[3]. Und tatsächlich ist New

[2] Bionade GmbH (2020): *BIONADE Mate – Durchhalten* [Video], YouTube, https://www.youtube.com/watch?v=marFGYHjTHw&feature=emb_logo, abgerufen am 30.01.2020.

[3] Vgl. Karabasz, Ina (2020): *Die Coronakrise allein kann das „New*

[1] Juchem, Klaus (2020): *„New normal“ im Banking – Corona als Katalysator für bestehende Trends*, <https://www.rolandberger.com/de/Point-of-View/%27New-normal%27-im-banking-eine-Beschleunigung-bestehender-Trends.html>, abgerufen am 24.10.2020.

Normal kein Begriff, der erst seit 2020 kursiert. Schon vorher taucht er beispielsweise im Zusammenhang mit Digitalisierung und nebulösen neuen Arbeits- und Bildungswelten auf^[4]; oder wurde auch schon vorher mit anderen Naturgewalten jenseits von Pandemien – wie dem demographischen Wandel^[5] – in Verbindung gebracht. So wirklich »new« ist es also nicht^[6] und auch als »normal« ist es nur mit starken Einschränkungen zu bezeichnen: Denn die Begriffe von Normalität und Ausnahmezustand besitzen eine Dialektik, die im New Normal getilgt wird.

Dialektik von Normalität und Ausnahmezustand

Normalität und Ausnahmezustand sind nicht nur ein gegensätzliches Begriffspaar - wie beispielsweise Tag und Nacht, hell und dunkel, groß und klein -, sondern auch die einzelnen Begriffe besitzen an sich selbst einen Widerspruch. Ein berühmtes Bei-

....

Normal“ nicht erschaffen, <https://www.handelsblatt.com/meinung/kommentare/kommentar-die-coronakrise-allein-kann-das-new-normal-nicht-erschaffen/25980286.html>, abgerufen am 28.12.2020.

[4] Vgl. Dräger, Jörg (2015): *Digital as the new normal - How digitalisation is changing higher education*, Gütersloh: CHE Zentrum für Hochschulentwicklung. (PDF abrufbar unter: https://www.che.de/wp-content/uploads/upload/Digital_as_the_new_normal.pdf, 28.12.2020)

[5] Vgl. Gagnon, Etienne; Johannsen, Benjamin K.; Lopez-Salido, David (2016): *Understanding the New Normal: The Role of Demographics*, FEDS Working Paper No. 2016-080.

[6] Vgl. Asonye, Chime (2020): *There's nothing new about the 'new normal'. Here's why*, <https://www.weforum.org/agenda/2020/06/theres-nothing-new-about-this-new-normal-heres-why/>, abgerufen am 18.12.2020.

spiel für derartige Begriffe haben Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* gegeben. Die Dialektik der Aufklärung besteht darin, dass Aufklärung und ihr Gegenteil, der Mythos, miteinander verwoben sind. Sie sind damit nicht nur Gegensätze, sondern das eine enthält auch das andere. So ist der Mythos nicht nur das, als was wir ihn heute verstehen: Eine Erzählung, die mit der Realität nichts zu tun hat, ein Märchen, das die Welt mit Göttern und Fabelwesen erklären soll. Mythische Erzählungen trugen schon damals wesentliche Elemente der Aufklärung in sich. Denn obwohl der Mythos nicht an moderne Wissenschaft heranreicht, stellt er einen Schritt aus der völlig unverstandenen Welt heraus dar. „Der Mythos wollte berichten, nennen, den Ursprung sagen: damit aber darstellen, festhalten, erklären.“^[7] Gleichzeitig ist aber auch die Aufklärung, die in der Natur die uns heute vertrauten Gesetze aufstößt und für die Industrie verfügbar macht, nicht frei vom Mythischen: „Das Prinzip der Immanenz, der Erklärung jeden Geschehens als Wiederholung, das die Aufklärung wider die mythische Einbildungskraft vertritt, ist das des Mythos selber.“^[8] Dieser vielleicht kürzeste und unvollständigste Exkurs über Horkheimers und Adornos bekanntestes Werk soll verdeutlichen, was im Folgenden mit Dialektik gemeint sein soll: die mögliche Selbstwidersprüchlichkeit in Begriffen. Und zwar keine einfache logische Widersprüchlichkeit, wie ihn das Wort »Frostbrand« aufweist, sondern eine Widersprüchlichkeit, die überhaupt erst eine Bedingung für die Begriffsbildung ist, da sich die Widersprüchlichkeit in dem begrifflich Gefassten selbst entwickelt.

[7] Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W. (2014): *Dialektik der Aufklärung*, in: Horkheimer, Max; GS 5, Frankfurt am Main: Fischer, S. 30. (Fortführend als DA gekennzeichnet.)

[8] DA, S. 34.



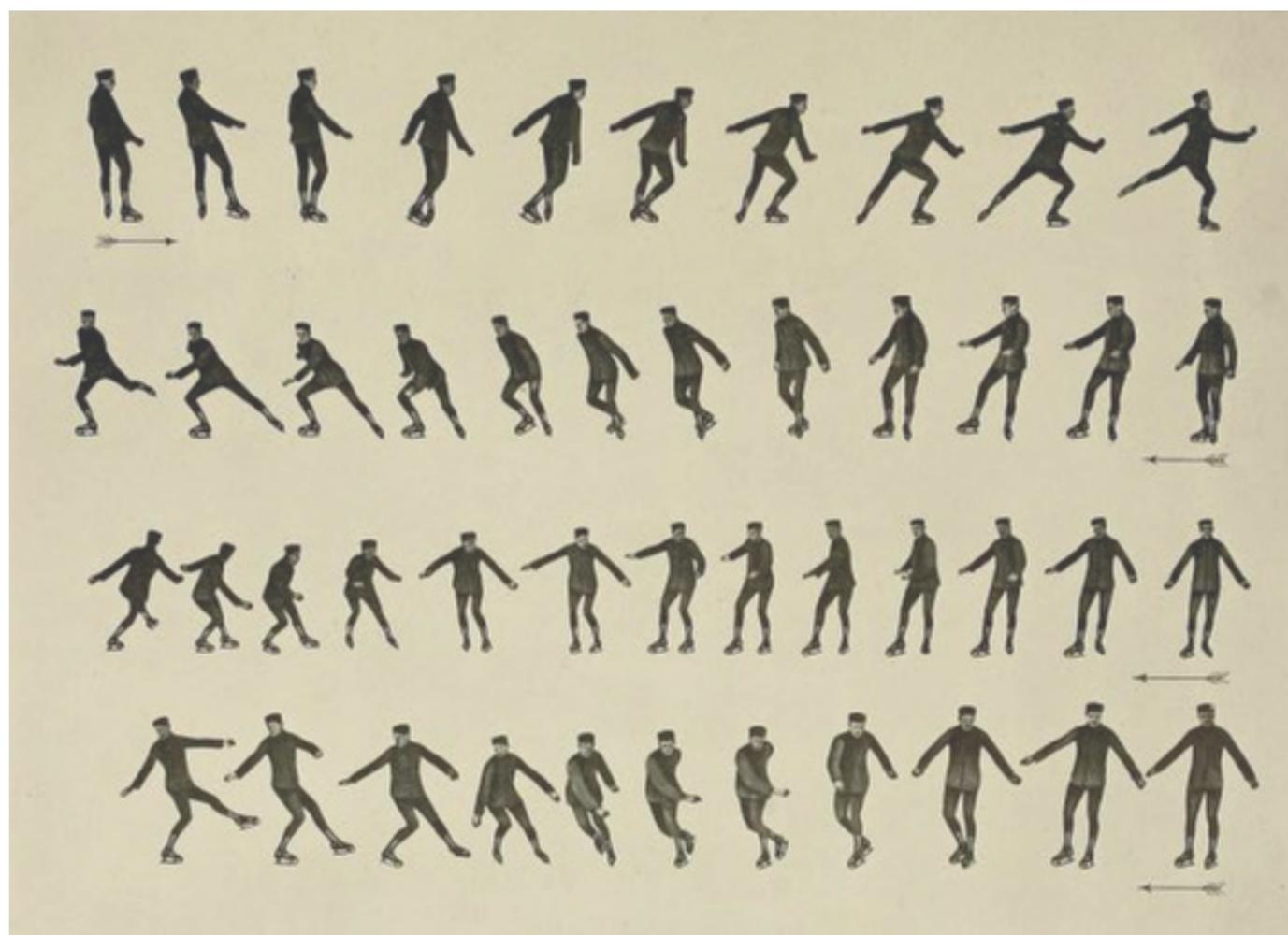
Doch denken wir an Normalität, scheint auf den ersten Blick alles simpel: Normalität ist ein wünschenswerter Zustand. Nicht umsonst wird New Normal als neue Normalität und nicht als »New State of Emergency« beworben.

Der Gedanke an eine neue Normalität erzeugt direkt ein Gefühl von wohliger Nestwärme. Es mag zwar alles anders sein, aber keine Sorge: Es ist nur eine neue Normalität, in der wir uns alle bald pudelwohl fühlen werden, so als wäre es die alte. Doch nicht nur unser innerer Teenager wird einem solchen bejahenden Verhältnis zum Normalen widersprechen müssen. Und auch von Jochen Schweizer bis Tik Tok heißt es unisono: normal ist langweilig.

Dass der Ausbruch aus der Normalität ein ertragreiches Business ist, hängt damit zusammen, dass die meisten von uns diese nicht nur als Nestwärme des Alltags kennen, sondern vor allem als Einengung. Normalität herrscht dort, wo Repression auf keinen Widerstand mehr stößt. Gewaltsame Herrschaft, die Unterdrückung von Menschen durch den Menschen, gehörten und gehören zur Normalität. Schauen wir in die Vergangenheit zurück, finden wir immer wieder Zeiträume, in denen der Normalzustand eher das gegenseitige Morden und Quälen gewesen zu sein scheint, Momente von Geborgenheit die Ausnahme.

Der Nationalsozialismus, dessen Sound unter anderem die ewig wiederkehrende Parole zum Durchhalten war, hat die permanente Krisenbewältigung zwar nicht erfunden, sie aber spätestens ab Kriegsbeginn auf ihren vorläufigen Höhepunkt getrieben. Dies gelang in der Erklärung des Kriegs - sowohl gegen gegnerische Kriegsparteien als auch imaginierte Gegenrassen - zum totalen New Normal.

Wer sich dieser neuen Normalität entziehen wollte oder von vornherein davon ausgeschlossen war, ergo kein eigentlicher Volksgenosse war, bekam die Normalität mit ihrer vollen Repressivität zu spüren.



Adorno und Horkheimer beschreiben den damaligen »Umschlag« bürgerlicher Egalität in faschistische Gleichschaltung als »Entfaltung der Gleichheit des Rechts zum Unrecht durch die Gleichen«^[9]. Es ist dasselbe Unrecht, welches die Normalität an allen vollzieht, die aus ihr herausfallen. Dabei ist es egal, ob sie sich nun als das Volkskollektiv, die Bande, Familie oder Community zeigt. Selbst für jene, die sich anpassen (können), ist sie aber oft auch nur trist-grauer Alltag: Acht Stunden arbeiten, zwei Stunden pendeln, Essen, Schlafen, Guten Morgen sagen, am Wochenende auch mal über die Stränge schlagen.

Wie kann man sich da bitte noch nach Normalität sehnen?

Der Wunsch nach Normalität scheint dennoch ungebrochen. Da dies hier eine Studierendenzzeitung ist, kann man davon ausgehen, dass viele der Leser_innen sich nach einer Klausurphase schon einmal nach der Wiederkehr eines »normalen« Schlafrhythmus

[9] DA, S. 35.

und Tagesablaufs gesehnt haben. Glücklicherweise meist nicht aus eigener Erfahrung, aber doch aus Berichten kennen viele die Sehnsucht von Opfern des Krieges und Gewalt nach Normalität. Wird unter diesen Vorzeichen nach ihr gerufen, ist damit freilich nicht ihre repressive Seite gemeint. Hier artikuliert sich die Erfahrung von Geborgenheit, die man aus der Kindheit noch kennt, die stabile menschliche Beziehungen uns vermitteln. Dies könnte zumindest ein Grund dafür sein, warum sich einige bei persönlichen Krisen in die rückblickend simple Kindheit zurückwünschen. Der Alltag bot damals noch keine bösen Überraschungen und falls doch, gab es immer eine Instanz, die sofort alles wieder ins rechte Lot rücken konnte.

Normalität im Sinne einer solchen Geborgenheit und Sorgenfreiheit ist vor allem ein Gegensatz zu einem als unvollkommen oder bedrohlich erfahrenen Ausnahmezustand. Normalität bezieht sich dann nicht auf einen konkreten Zustand der Vergangenheit, sondern wäre eine »Erlösung der vergangenen Hoffnung«^[10]. Normalität ist, wenn man noch einmal davongekommen ist.

Wenn wir Angst spüren, Gefahr wittern, hoffen wir zugleich, dass dies nur ein vorübergehender Zustand ist. Normalität ist eine Forderung danach, dass es anders sein sollte, dass das Jetzt nicht bleibt, sondern ein Ausnahmezustand ist. So setzte sich zur Wahl des US-Präsidenten 2020 so manche_r Anhänger_in der Democrats eine blaue »Make America Normal Again«-Mütze auf; dies offensichtlich in Anspielung auf die roten »MAGA«-Hauben aus dem vorigen Wahlkampf. Der Kampf gegen Rechtspopulismus besteht vielfach darin, sich eine imaginierte alte Welt zurückzuwünschen und den politischen Gegner als Unfall der Weltgeschichte darzustellen. Wer aber beispielsweise von einem Rechtsruck spricht, kann dies nur tun, wenn er alles, was vor 2010 passiert ist, komplett ausblendet. Andernfalls würde recht schnell klar werden, dass es scheitern muss, sich auf die reale Vergangenheit als positive Vergleichsfolie zu beziehen. Eine wirkliche Verbesserung ist nur als Aus-

[10] DA, S. 20.

bruch aus der vorfindlichen Normalität, die uns zur Last geworden ist, zu haben. Der Ausbruch aus ihr ist dann genauso ein Objekt der Sehnsucht, wie die Normalität es für jenen ist, der vom Krieg geplagt ist. Das heißt, auch der Einsatz gegen Rechtspopulismus wäre nur in Berufung auf die „Einlösung der vergangenen Hoffnung“ sinnvoll, nicht als vermeintliche „Konservierung der Vergangenheit“^[11], gegen die schon in der *Dialektik der Aufklärung* angeschrieben wurde.

Der Wunsch nach Normalität ist daher mit jenem nach Fortschritt verwoben, beiden wohnt die Sehnsucht danach inne, „daß es endlich besser werde, daß die Menschen einmal aufatmen dürfen.“^[12] Dies ist ein ferner Zustand in einer Welt, in der kein Lehrer angstfrei seinen Schülern Karikaturen zeigen kann und kein Schüler abends angstfrei in Shisha-Bars über seine Lehrer lästern kann. Beidem ist die Harmlosigkeit der Normalität genommen; an ihre Stelle ist die Wachsamkeit des permanenten Ausnahmezustands getreten. Vom Aufatmenkönnen fehlt bisher jede Spur. Und all dies zeigt auch, dass eine wünschenswerte Normalität kein Gleichgewichtszustand ist, der sich quasi natürlich herstellt, wenn die Störfaktoren nur minimiert werden; es ist ein Zustand, der erst geschaffen werden muss.

Welchen Zustand wir als Ausnahme und welchen als Normalität erfahren, ist nie eindeutig. Ein und dieselbe Verfasstheit kann als beides gelesen werden, und wenn die repressive Gegenwart als Normalität akzeptiert ist, kann nur der Ausnahmezustand sie aufheben. Wird die Gegenwart dagegen als ein zu überwindender Ausnahmezustand gelesen, ist der Wunsch nach Normalität derselbe, wie der Wunsch zum Ausbruch aus der Normalität. Das soll aber nicht heißen, dass einfach alles dasselbe und nur eine Frage des Blickwinkels ist. Normalität hat stets einen bestimmten Gehalt. Obwohl entsetzliche Gewalt Teil der empirisch vorfindlichen Normalität ist, so ist die Forderung nach Normalität doch nahezu nie die Einforderung nach gewaltvollem Konflikt, sondern stets nach einem »smooth sailing«.

Normalität in ihrem hoffnungsvollen Sinne ist bisher nie vollends Wirklichkeit gewesen. Die Erklärung von realen Zuständen zur Norm nimmt ihr vorerst sogar diesen Charakter. Das macht ihre Dialektik aus.

**So ist der Unterscheid
zwischen Sein und Sollen,
unserem Alltag und dem,
was wir zur Normalität
erklären, der produktive
Spielraum, in dem sich
auch der hoffnungsvolle
Ausnahmezustand aus-
tragen kann.**

Der Begriff des New Normal indessen zeigt, dass die Ineinsetzung von Normalität mit dem Ausnahmezustand beides beschädigt. Das New Normal wird selten als das Oxymoron bewusst gemacht, das es ist. Denn auf den ersten Blick schließen normal und brandneu sich zunächst aus. Im New Normal werden die Coronapandemie und die politischen Reaktionen darauf - kurz gesagt: der Ausnahmezustand - zur Normalität erklärt. Letztere verliert darin völlig ihr Versprechen von Gewöhnlichkeit und spannender Langeweile. Der Ausnahmezustand verliert dagegen sein Ausbruchspotenzial, seine Kurzweiligkeit und sein Versprechen, etwas anderes als tristen Alltag bieten zu können.

**Wer im normalisierten
Notstand lebt, für den gibt
es weder ein Entkom-
men in die Normalität
noch einen Sprung ins
wirklich Neue.**

Wer rastet, der rostet

Statt diesem Sprung finden wir nur einen hüpfenden Ringelreigen vor, der zum Beispiel im »New Pay« gut sichtbar wird. Dieses bezeichnet neue Methoden und Maßstäbe, die das Entgelt eines Arbeitnehmers bestimmen. Dabei wird vor allem vom klassischen Stundenlohn oder Festgehalt abgewichen. So können Bezahlungsmodelle entstehen, bei denen man sich auf fast gar nichts mehr verlassen darf. Die Normalität ist eine Abwechslung von Sonderfällen und Ausnahmen, die ihrerseits ein undurchdringliches Dickicht werden und dem_der Einzelnen noch mehr an die Substanz gehen als der tröge Alltag, der immerhin echte, unverbriefte Ausnahmen kannte. Ist ein Weg über die Schranken des Tarifrechts erst einmal gefunden und staubig-stocksteifen Betriebsräten wurden solange Begriffe wie Transparenz, Dynamik und Agilität um die Ohren gehauen, bis sie endlich flexibel sind, darf die Kreativität ihrem destruktiven Potential freien Lauf lassen. „Das Tüfteln und Ausprobieren nimmt häufig kein Ende.“^[13] So beschreibt es, recht unverblümt, ein Branchenmagazin.

Wenn solche Bezahlungsmodelle dem_der Einzelnen helfen, etwas mehr für sich rauszuholen, dann ist kaum etwas dagegen einzuwenden. Die Rückkehr in die alte Normalität scheint ohnehin versperrt zu sein. Ein fester Stundenlohn mit festem Urlaubsgeld passt tendenziell auch nur zu Tätigkeiten, in denen in einem bestimmbareren Zeitabschnitt eine bestimmte Arbeitsleistung zu erwarten ist. Dies gilt aber fast nur noch für Fabrikarbeit, die noch nicht auf »New Management« ausgelegt ist. Eine Bezahlung nach individueller Leistung entspricht nur bei einer statischen Tätigkeit einem Festgehalt. Das New Pay spiegelt also nur das New Normal, aber es konstituiert es sicher nicht. Die Suche nach neuen Bezahlungsoptionen folgt oft nur gegebener Notwendigkeit. Daraus

aber eine Suche ins Unendliche, also ein „Tüfteln und Ausprobieren“ ohne Ende zu machen, resultiert dagegen nicht mehr aus äußeren Vorgaben. Innovation, Veränderung und Flexibilisierung geraten hier zum Selbstzweck, an dem man sich zu beweisen hat.

New Normal zeichnet sich aber nicht nur durch Flexibilisierung und Individualisierung aus, sondern auch durch Standardisierung, insbesondere in jenen Bereichen, die zuvor noch Residuen individueller Freiheit waren, wie die Universitäten. Kurzum; damit der Laden am Laufen bleibt, muss jede_r Einzelne sich jederzeit umrüsten können, der Markt allerdings duldet keine Überraschungen. Natürlich darf sich jede_r mit Zusatzqualifikationen hier und außeruniversitärem Engagement da schmücken, aber wo Studienabsolvent drauf steht, soll ein Qualifikationspackage drin sein, welches keine Lücken oder Marotten aufweist. Und wer in nächster Zeit eine Absolventin einstellt, kann sich sicher sein, dass er eine Home-Office-erprobte Mitarbeiterin für sich gewinnen konnte. Überhaupt scheint das mobile Arbeiten der Grundpfeiler des New Nomal schlechthin zu sein. Digitale Lehre ist damit kein Mangel mehr, sondern natürlich ein »Kompetenz-Gewinn«. Wer überhaupt noch ein solches Studium gesund übersteht, kann sich schon zu den oberen 10% in Sachen Resilienz zählen. Denn während des Home-Studiums von sich aus genug an die frische Luft zu gehen und sein Leben zwischen Bildschirm und Stehhocker komplett autark zu managen, braucht einen gefestigten Charakter. Studium ist ein Stahlbad. Und wer sich schon während seiner Studienzeit in einer Großstadt daran gewöhnt hat, über 50% seines Einkommens für die nackte Wohnung zu verwenden, der wird auch eine Immobilienwirtschaft glücklich machen, die sich nicht nur über große Teile des Bafög, sondern auch des Gehalts freut. Umverteilung lautet längst nicht mehr nur die Devise radikaler Sozialdemokraten. Läuft sie von unten nach oben, ist sie gängige Praxis am Wohnungsmarkt.

**Vom Anfang und Ende jeder
Normalitätskritik**

Es ist also angebracht, skeptisch zu bleiben, wenn es von überall her tönt, man solle sich besser schnell an etwas gewöhnen, da es schon bald Teil einer Normalität sein wird. Anstatt jede Zumutung schon als dornige Chance zur sogenannten Emanzipation umzumodeln, könnte es sich lohnen, sich dem allgemeinen Drift zur guten Laune und Begeisterung zu widersetzen. Auch auf die Gefahr hin, dann entweder als unverbesserliche Negativistin oder als alter, verbitterter Konservativer zu gelten. Dinge-schlecht-finden ist eine unterschätzte Intellektualtechnik. Sie schützt davor, jeden neuen Trend zu bejubeln, der sich als alte Herrschaft im neuen Gewand noch nicht frei zur Schau stellt. Ein solcher Charakter würde überhaupt erst durch ein Moment des Innehaltens und distanziert-missbehagter Beobachtung aufblitzen. Dazu gehört auch, sich nicht nur den aktuellen Kritikrends anzuschließen, und das zu stoßen, was eh schon fällt oder zu treten, was am Boden liegt. Wer sich im Kampf um soziale Gerechtigkeit sowieso schon im Fahrtwind des Weltgeistes wähnt, sollte sich zumindest fragen, wie es überhaupt möglich sein soll, dass unsere Geschichte, die von Walter Benjamin treffend als „Trümmerhaufen“^[14] charakterisiert worden ist, überhaupt und plötzlich ihr Bewegungsgesetz zugunsten der Menschheit ändern sollte.

Wenn mit Normalität gemeint ist, dass man sich daran zu gewöhnen habe – wie das aktuell der Fall ist – bleibt dagegen einzuwenden, dass die aktuellen Zustände eben nicht normal sind, man sich nicht daran zu gewöhnen habe, sondern die Zustände einer Veränderung bedürfen. Erst eine Welt, die nicht blind von einem Ausnahmezustand zum nächsten stolpert, würde überhaupt den Raum für einen bewussten Ausnahmezustand geben, der den Wandel hin zu einer Normalität ermöglicht, die ihr einengendes und beherrschendes Moment abgestreift hat. Wenn wir „auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen“^[15] brauchen wir niemanden, der uns das als New Normal bewirbt.

[11] DA, S. 20.

[12] Theodor W. Adorno (1998): Fortschritt, in: GS 10, Darmstadt: WBG, S. 617.

[13] Preedy, Kara; Faust, Holger (2020): „New Pay“ – auf der Suche nach dem passenden Vergütungsmodell, <https://www.marktundmittelstand.de/gehalt/gehalt-und-gehaltsverhandlungen-das-zahlt-der-mittelstand/new-pay-auf-der-suche-nach-dem-passenden-vergue-tungsmodell/-1296461/>, abgerufen am 28.12.2020.

[14] Walter Benjamin (1974): Über den Begriff der Geschichte, in: Ders.: GS I/2, Suhrkamp: Frankfurt am Main, S. 698.

[15] Adorno, Theodor W. (2018): Minima Moralia, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 179.

Bis auf Weiteres verschoben

Kristina Becker

Morgen hat dieses elende Aufschieben ein Ende! Ich werde früh aufstehen, direkt beim ersten Klingeln des Weckers! Noch ein letztes Mal prüfen: Ja, die gebügelten Klamotten liegen auf dem aufgeräumten Schreibtisch. Ja, die Liste an Fachbüchern, die ich morgen aus der Bibliothek mitnehme, steckt in der Tasche. Endlich werde ich mit der Abschlussarbeit beginnen können, herrlich! Nachmittags gehe ich dann frisch gemahlene Kaffee und Konzerttickets für die WG holen, endlich unternehmen wir wieder was zusammen. Draußen. Und Übermorgen am späten Abend mache ich bei der Arbeit klar, dass mir hundert Prozent von meinem Trinkgeld zustehen, oder das war es mit dem Kellnern! Als krönenden Abschluss kaufe ich neue Wandfarbe und einen Lampenschirm, schließlich renoviert sich das Zimmer nicht von selbst. Zufrieden grinse ich mich in den Schlaf, während ich den Duft frischer Bettwäsche einatme. Ach Welt, gute Nacht.

Tja. So wunderbar hätte besagter nächster Morgen im März 2020 beginnen können. Meine verdammte Faulheit wäre bekämpft gewesen. Ich hätte diese Lethargie loswerden können, die mich seit gut vierzehn Semestern vom Abschließen meines Studiums abhält. Natürlich habe ich mir das alles selbst zu verdanken, nicht? Doch statt eine Liste voller durchgestrichener Aufgaben und Smileys mit dem breitesten Grinsen vor mir zu haben, liegt sie unberührt auf der Tastatur meines Laptops und ich starre die ungestrichenen Wände meines Zimmers an. Dabei wollte ich mich doch endlich in den Griff bekommen. Der Zeitpunkt war perfekt. Aber nein, es kam ja so eine Laune der Natur dazwischen und verbreitete sich auf der ganzen Welt, noch schneller als die Kenntnis über sie in den sozialen Medien. Verschwitzt feierte sie die Nächte mit uns durch, fuhr mit uns Bahn, saß neben uns im Büro. Sie schlich durch die Flure in den Heimen und Krankenhäusern, begleitete uns ins Wartezimmer und ging friedlich mit uns schlafen. Diese Laune der Natur fand es unheimlich witzig, unsere Welt schließlich anzuhalten und uns ins Gesicht zu lachen: „Na, ist euer System stillgelegt?“ Und nun, gefangen auf zwölf Quadratmetern und einem Fenster Richtung Norden, liege ich regungslos auf meinem Bett herum, von bleischerer Lethargie umwickelt und blicke zur Decke hoch.

Da hängt sie, die Glühbirne ohne Lampenschirm, so tapfer am nackten Kabel.

Ich lasse meinen Blick mit dem birnenförmigen Fleck, den das Licht auf meine Bindehaut gebrannt hat, durch das Zimmer wandern. Ist ja schön, dass ich es aufgeräumt hatte, solange die Uni-bibliothek noch offen war. Wie stolz sich die frisch gewaschenen und gebügelten Klamotten im Schrank stapeln. Wie mich der leere

Papierkorb und der freigeräumte Sessel anhimmeln. Wie lebendig mich die saftige Erde aus dem Blumentopf anlacht. „Ach ja, ein ordentlicher Haushalt war natürlich dringender, als alles Notwendige für die Abschlussarbeit vorzubereiten“, murmele ich in Richtung Zimmerdecke, in einer Minute irgendwann nach Mitternacht. Und während ich mich frage, welcher Wochentag heute überhaupt ist, verführt mich mein verspannter Nacken dazu, das platt gelegene Kissen unter mir wegzureißen und gegen die immer noch vertrocknete Zimmerpalme zu schleudern. „Ach, und du könntest übrigens mal etwas Dankbarkeit dafür zeigen, dass ich dich in neue Erde gesteckt habe!“, rufe ich ihr zu und wünsche mir nichts sehnlicher, als sofort einzuschlafen und in der Vergangenheit aufzuwachen.

„Du, sag’ mal?!“, raschelt es zwischen den rauen Palmblättern. Nein, ehrlich? Ich kann nicht fassen, wer da ist!

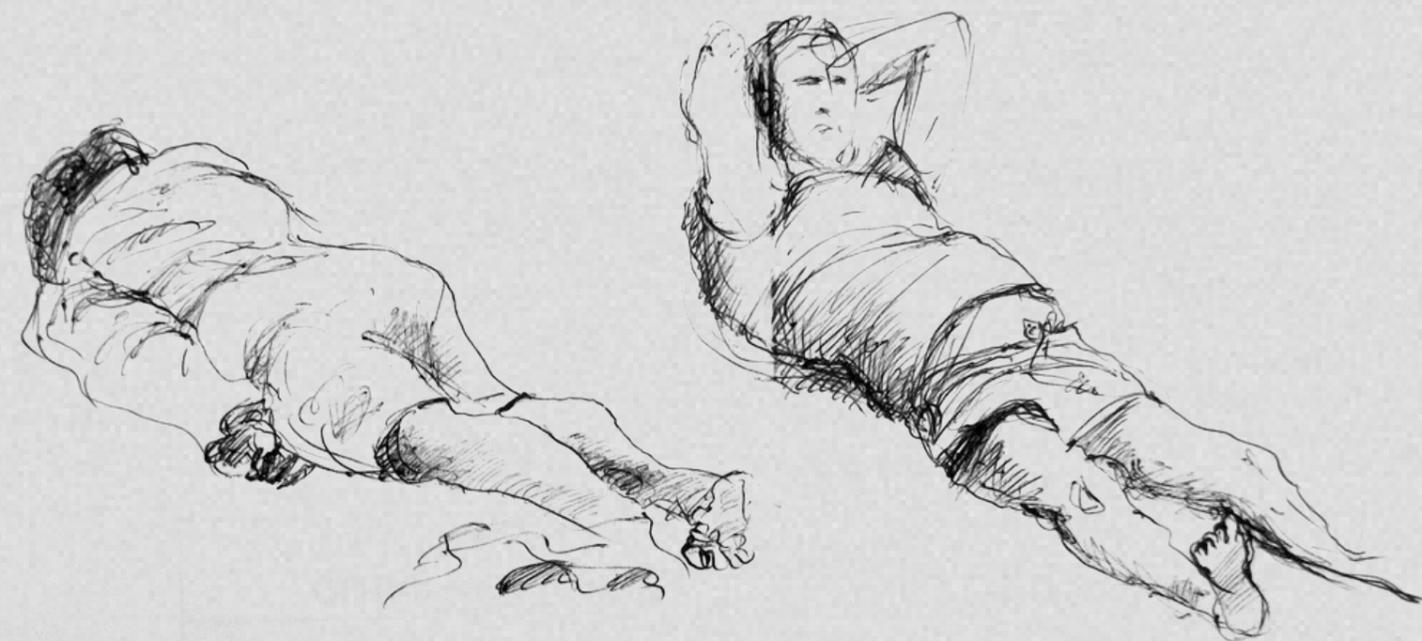
„Hör’ mal, ich hab’ da vor Wochen was über dich prophezeit“, kämpft sich eine kleine Stimme zwischen den Zweigen zu mir durch. Selbstgefällig blicke mich ein Paar Knopfaugen an, bevor das cremefarbene Fellknäuel sich lässig auf seine Hinterbeine setzt. „Ich dachte, wir hätten eine Abmachung! Du wolltest mich nicht mehr ablenken, hast ja noch diese tolle Idee gehabt, dass ich das Zimmer aufräume und die ewig lange To-Do-Liste abarbeite. Ich hab’ meinen Teil erledigt und du dafür das Feld geräumt. Und jetzt bist du doch wieder da!“, stöhne ich und richte mich auf. Das Fellknäuel rümpft seine Nase, die mich eher an die eines Ferkels erinnert.

„Du kleines Monster in Gestalt eines Faultiers. Scheinbar ist es einfacher, den inneren Schweinehund zu bekämpfen als dich endgültig loszuwerden!“, rufe ich ihm zu.

Entspannt zupft das Faultier mit seinen zwei Fingern ein Stück vom Palmblatt ab, während es mich keines Blickes würdigt. Ich starre es fassungslos an. Nicht, weil es unbegreiflich erscheint, wie das kleine Ding ewig braucht, sich den trockenen Schnipsel zum Maul zu führen. Sondern, weil ich eher ahne, was mich wieder auf unbestimmte Zeit begleiten wird. Mir bleibt wohl nichts anderes übrig: Resigniert entscheide ich mich dazu, aus dem noch so kuschelig warmen Bett zu steigen. Und kurz nachdem ich zum Lichtschalter gestampft bin, höre ich das Fellknäuel unter die Decke schleichen. Müde mache ich das Licht aus, falle ins Bett zurück und höre das Faultier quatschen: „Ja, kann sein, dass da was war. Ich wollte nämlich bei einer netteren WG als dieser hier einziehen. Es sollte eine Clique sein, die sich meine Ratschläge zu Herzen nimmt. Aber wie du ja mitbekommen hast, herrscht da draußen Ausnahmezustand! Alle verrammeln ihre Türen und das Uni-Gebäude ist stockfinster! Niemand da! Und naja, da dachte ich mir, komm’ ich zurück und schau’ nach dir. Also, wie waren die letzten Tage so? Erzähl’ mal!“

Nach einer Unterhaltung über mich ist mir gar nicht zumute: „Ey, absolut keinen Bock auf sowas. Komm’, schlaf’ du jetzt mal.“ „Arbeiten kannst du aber nicht gewesen sein, oder? Die Leute kochen ja jetzt alle selbst“, stellt das kleine Fellknäuel fest. Ich zuckte kommentarlos mit den Schultern, aber dass das kleine Ding das nicht sehen kann, hätte ich mir denken können.

„Hallo? Biste noch wach? Hör’ mal, ich wollte ja rüber zur Uni und zu den Toiletten im dritten Stock. Hab’ mich schon wahn-



sinnig darauf gefreut, einer verheulten Nase das Klopapier zu reichen. Kennst du ja selber, ihr Menschen schluchzt kurz auf, teilt mir euer Leid in einem Satz mit und schließt mich direkt in euer Herz“, höre ich es prahlen.

„Na klar kenne ich das von mir“, pflichtete ich ihm bei, „Ach, wie du dich damals an meinen Hals geklammert hast. Ich fand dich zugegebenermaßen ziemlich niedlich, aber da wusste ich noch nicht, wie faustdick du es hinter den Ohren hast. In was für Schlamassel du mich gebracht hast. Und irgendwie hast du mich immer wieder rausgeboxt. Wirklich böse auf dich konnte ich nie sein. Ach, und ich habe dich damals, als wir so in der Toilettenkabine saßen, gefragt, warum dein Fell so hell ist und ob du die braunen Ringe um deine Augen noch bekommen wirst. Da bist du vielleicht giftig geworden! ‚Willst du etwa damit sagen, dass du mich für ein Drei-zeh-en-faul-tier hältst?‘, hast du gezetert.“

„Genau. Und ich hab’ dich gefragt, ob du hoffentlich nicht Biologie studierst und dir genau erklärt, was uns Zweizehenfaultiere so besonders macht“, fügt es hinzu.

„Ich dachte wirklich, du tust mir gleich was an“, grinse ich.

„Aber ganz ehrlich? Die Sorgen über deinen bevorstehenden Letztversuch in Latein waren wie weggeblasen, oder?“ spricht das Fellknäuel zu mir, „Das nenne ich mal Ablenkung auf hohem Niveau. Fandest meinen Vortrag über die Sinnlosigkeit von Stress durch Produktivitätszwang ziemlich spannend, wenn ich mich recht erinnere.“

Und hast mir auch zugestimmt, dass Menschen nur deshalb viel arbeiten, damit sie eine Ausrede dafür haben, ein so verdammt langweiliges Privatleben zu führen, richtig?

Genau wie beim Thema ‚Krank-sein-aber-trotzdem-arbeiten‘ - die edelste Tugend der Produktivitätsmarionetten - naja, was soll ich sagen? Siehst du ja selber, was jetzt ist. Die Leute haben es begriffen, dass zu Hause bleiben nicht nur besser ist, sondern auch noch Leben rettet.“

Puuuh, wo das Faultier recht hat, hat es recht. Über seine Worte schmunzle ich kurz, aber die leichte Heiterkeit in mir schlägt plötzlich in eine Welle von Wut um. Ich würde jetzt lieber im Restaurant die Essensreste von Tellern kratzen und mich von der Leitung anmotzen lassen, als arbeitslos vor mich hin zu vegetieren. Danach würde ich mich auf den Boden sacken lassen und die Stille zwischen all den leeren Tischen einatmen, nachdem die letzten Gäste gegangen wären. Die heimliche handvoll Trinkgeld aus der Hosentasche holen und in kleinen Türmchen sortieren. Und während ich da so sitzen und mir ausrechnen würde, wie viele Münzen im Gegenzug bei der arroganten Restaurantleitung gelandet wären, würde ich, wie jede Nacht, an jemand Besonderen denken. Ich würde wieder in der Erinnerung schwelgen, wie ich diese Person einst auf einer Party reden gehört habe, bevor ich überhaupt wusste, wie sie aussieht. Wieder diese Szene im Kopf



abspielen, wie ich an jenem Abend aufgelacht und mich zu dieser Person gedreht habe. Dann würde ich mich vom Boden erheben, das leere Restaurant verlassen und mir beim Heimweg wieder vorstellen, was ich alles verpasst habe, diesem Menschen zu sagen. Und so flüsterte ich auch heute der Dunkelheit zu: „Du müsstest mit einem einzigen Adjektiv versehen werden, aber dafür müsste ich erstmal diese eigenartige Kombination deiner Widersprüchlichkeiten verstanden haben... alles Sinnlose ist wunderbar sinnvoll für dich. Du zweifelst alles an, außer den Zweifel selbst. In Diskussionen mit allen möglichen Leuten tanzen deine Argumente darauf los, zu einer Melodie, die mir niemals mehr aus dem Kopf gehen wird. Du hast mich auf dieser Party zu dir gerissen, in deiner linken Hand die meine, in deiner rechten eine Flasche, die vorher wohl mit Wein gefüllt war.“

„Stille Wasser schauen tief ins Glas!“, hast du in die Menge gerufen und deine Grübel – woher auch immer sie in diesem Moment kamen – fielen in die leere Flasche. Du hast mich wortlos angeblickt, dann bist du flott abgezogen, irgendwohin.

Zurück blieben ich, deine Nummer und dieses ‚Zwischen-den-Zeilen‘, dass ich seither in für dich verständliche Worte zu packen versucht habe: Jedes Mal, wenn wir uns auf einem Konzert über den Weg getanzt sind. Wenn ich bei dir zu Hause war, während du ein neues Lieblingslied für mich vorgespielt hast, ich Gemüse für dich kleinschnitt und du im Kühlschrank nach weiteren essbaren Zutaten gewühlt hast. Wenn ich dir am Telefon gesagt habe, dass ich dich gleich abholen komme. Aber dieses ‚Zwischen-den-Zeilen‘ wollte nicht klar genug gegen deine Ecken und Kanten ankommen, schon gar nicht beim letzten Treffen...“

„Na, haste dich mal wieder in Träumereien verloren? Ich seh’ schon, es hat sich nichts verändert. Stellst dir vor, was du alles sagen wirst, wenn ihr euch jemals wieder sehen solltet. Bla, bla, bla. Ruf’ endlich an und erzähl‘, dass da jemand die Hauptrolle in deinem Kopf spielt“, rät mir das Faultier zum 164. Mal. Ja, klar. Ganz einfache Sache. Schnell erledigt.

„Nee, lass’ mal. Wenn ich darüber nachdenke, wann und wie ich das in die Realität umsetzen könnte, verstecke ich mich in meinen zwölf Quadratmetern und du verleitest mich zur schlimmsten Untätigkeit, du Prokrastiniertier.“

Ich will mit diesen unausgesprochenen Worten allein bleiben, so kann es nicht schlimmer werden als es ohnehin schon ist“, entscheide ich.

„Aber: So bleiben wie es ist, kann es auch nicht. Tatsache ist, beziehungsunfähig ist man nur mit den falschen Menschen. Mach’s doch endlich mal! Im schlimmsten Fall wird nichts aus euch, naja sagen wir mal, es bleibt alles beim Alten. Mit dem kleinen aber feinen Unterschied, dass ihr nie wieder miteinander reden werdet, aber dieses Unausgesprochene, dass seit zwei Jahren in dir brodelt, wird endlich in der Welt gehört werden. Wirst du dich da nicht besser fühlen?“, fragt das Faultier.

Ich stammle in mein Kissen: „Ey, ich bin echt fertig. Meinetwegen schläfst du heute Nacht hier. Aber sei endlich still und mach’ dich morgen wieder ab. Hab was vor.“

„Ach ja? Was denn? An faden Pizzarandstücken knabbern oder auf die leeren Straßen da draußen starren? Du, ich will dich bestimmt nicht vom Einschlafen abhalten. Sollst schön ausgeruht sein für dein morgiges ‚Was-vorhaben‘. Nur... weißte was? Der Zustand da draußen, der bleibt jetzt erstmal ‘ne Weile so. Auf unbestimmte Zeit. Kannst dich noch erinnern, dass du dich mit dir selbst auseinandersetzen wolltest, vor allem mit deinen Sorgen? Mit deinen Dummheiten aus Jugendzeiten? All den bisherigen Jobs und Zukunftsängsten? Den Missverständnissen in der WG und deinem krankhaften Aufschieben von noch so kleinen Aufgaben? Du wolltest doch aufräumen in deinem Leben. Fällt auch das zufällig unter dieses ‚Was-vorhaben‘?“, raunt mir das kleine Monster in mein Ohr.

Gut, ich hatte ja eigentlich was vor. Das streite ich jetzt nicht ab. Da war was... so wie letzten Monat, letztes Jahr und all die Jahre davor. Zweite, dritte und vierte Chancen. Eine Menge verpasster Momente. Ich blättere rückwärts durch meine Erinnerungen, Seite für Seite, als wären sie wie ein japanisches Buch. Wann genau fing dieses ‚Vor-sich-hin-schieben‘ denn nun an?

„Muss das denn wirklich jetzt sein? In dieser Nacht? Kann ich das nicht morgen tun?“, jammere ich. - „Nee, jetzt sofort. Du hast doch Zeit.“

Im Haus der Normalität.

Josephine Meier

Normalität. Plötzlich sehe ich sie überall, sie drängt sich mir auf und erdrückt mich mit all ihren Gewohnheiten. Wie absonderlich sie doch ist. Wer hat sie rein gelassen? Ist sie auf Einladung gekommen, oder hat sie sich selbst eingeladen?

Die Fragen fragen in die Stille hinein und bringen das, was sich in der Stille verbirgt, hervor. Sodann erübrigen sich die Fragen von selbst, denn sie fragen in die falsche Richtung. Sie ist ja ohnehin schon längst ins Haus gedrungen und hat sich bei uns heimisch gemacht, die Normalität. Drum wäre es unfreundlich, sie auszuladen, ich kann sie ja nicht einfach vor die Tür setzen. Das würde gar nicht gut ankommen. Und wenn ich es auch täte, so wäre es vergeblich, sie würde durch die Hintertür wiederkommen, sich auf Zehenspitzen hineinschleichen, und ich würde es nicht einmal bemerken. Schließlich kennt sie das Haus besser als ich und nutzt alle blinden Flecke aus. Und es könnte sein, dass sie dann diejenige ist, die mich vor die Tür setzt. Sie ist nämlich Türsteherin, wie sie mir zu verstehen gibt. Auch ist sie Hausmeisterin und Vermieterin in einer Instanz. Unscheinbar, wie sie ist, belegt sie alle Zimmer und hat die Wände mit ihren Farben gestrichen. Ihre Aufträge führt sie im Verborgenen aus, und sie tut dies, wie sie sagt, für unser aller Wohl. Genau genommen wohnen wir also bei ihr und dürfen froh sein, dass wir mit ihrer Erlaubnis hier bleiben dürfen, in ihrem Zuhause. Hier richten wir uns ein und machen es uns gemütlich, alle unsere Liebessender sind von der Fernbedingung aus auf Knopfdruck verfügbar, das macht das Leben sehr angenehm. Die Normalität ist also unser Zuhause. Alles spielt sich zwischen ihren vier Wänden ab, in ihrer Obhut sind wir in Sicherheit. Überall ist Normalität: Wie man sich begrüßt oder verabschiedet, wie man sich präsentiert oder kleidet, sich anschaut oder ignoriert.

Ihre Freundlichkeit hat sie in Buchstaben gepresst, die in den Vereinbarungen verlautbart werden können. Und in diesem Text steht, dass ich in ihrer Schuld stehe. Womit ein sehr asymmetrisches Verhältnis besiegelt ist, das ich doch gar nicht unterschrieben habe. Auf jeder Seite kann ich aber meine Unterschrift lesen, signiert von meiner Hand.

Das war aber auch klar, dass die Normalität sich auf mein Schuldigsein beruft. Sie will sich mir ins Gewissen reden und sich darin einnisten, damit ich in ihrer Gewalt verbleibe. Damit sie dauernd in meinem Kopf, den ich soviel schütteln kann, wie ich will, präsent ist, um mir zu sagen, was ich zu tun und zu lassen habe.

Vieles bleibt unbeantwortet und dies ist schon das erste Kennzeichen ihrer Macht. Sie kann die Fragen, die ich an sie richte, einfach übergehen und so tun, als wäre alles selbstverständlich. Sie tut eigentlich nichts anderes. Das Außerordentliche an ihr kann sie bald schon vergessen machen. So lässt sie uns blind die Bühne betreten, die sie uns eröffnet. Unterdessen hält sie sich im Hintergrund und schaut uns aus tausend verschiedenen Schlupfwinkeln zu, sie taucht in ihren Stücken als Namenlose auf. Sie ist aber kein Strippenzieher, denn sie hält auch diese noch in ihren Händen. Also spielen wir Theater und inszenieren etwas ganz

Außergewöhnliches, während sie, im Gewöhnlichen, sich zurückhält. Durchaus kann sie auch zupacken, sodass ihre Macht zur Gewalt wird: sie muss nur ihre Blaulichter anschalten und die Sirenen heulen lassen, dann kann sie niemand mehr übersehen oder überhören.

Muss ich mich also mit der Normalität arrangieren? Geht gar nicht anders, mir bleibt gar keine andere Wahl. Dennoch frage ich mich das hin und wieder, wenn ich bemerke, dass sie nicht so freundlich zu mir ist, wie sie vorgibt. Ihre Höflichkeit wirkt an manchen Tagen sehr aufgesetzt, manchmal sogar herablassend. Dann fühle ich mich unwohl in meiner Haut und werde ganz nervös. Meine Hände sind schon ganz zittrig, es ist plötzlich ganz kalt geworden hier drin. Was macht sie mit mir, die Normalität? Hat sie eben nicht gesagt, dass sie mir helfen würde, wenn ich nicht weiter weiß? Hat sie sich eben nicht als Navigations- und Assistenzsystem angeboten? Warum legt sie aber jetzt ihre Schlingen um mich, wenn ich mich ohne ihre Hilfestellung bewegen möchte? Warum schreibt sie mir Routen vor, die ich gar nicht befahren will? So werden wir keine Freunde, das merke ich sofort.

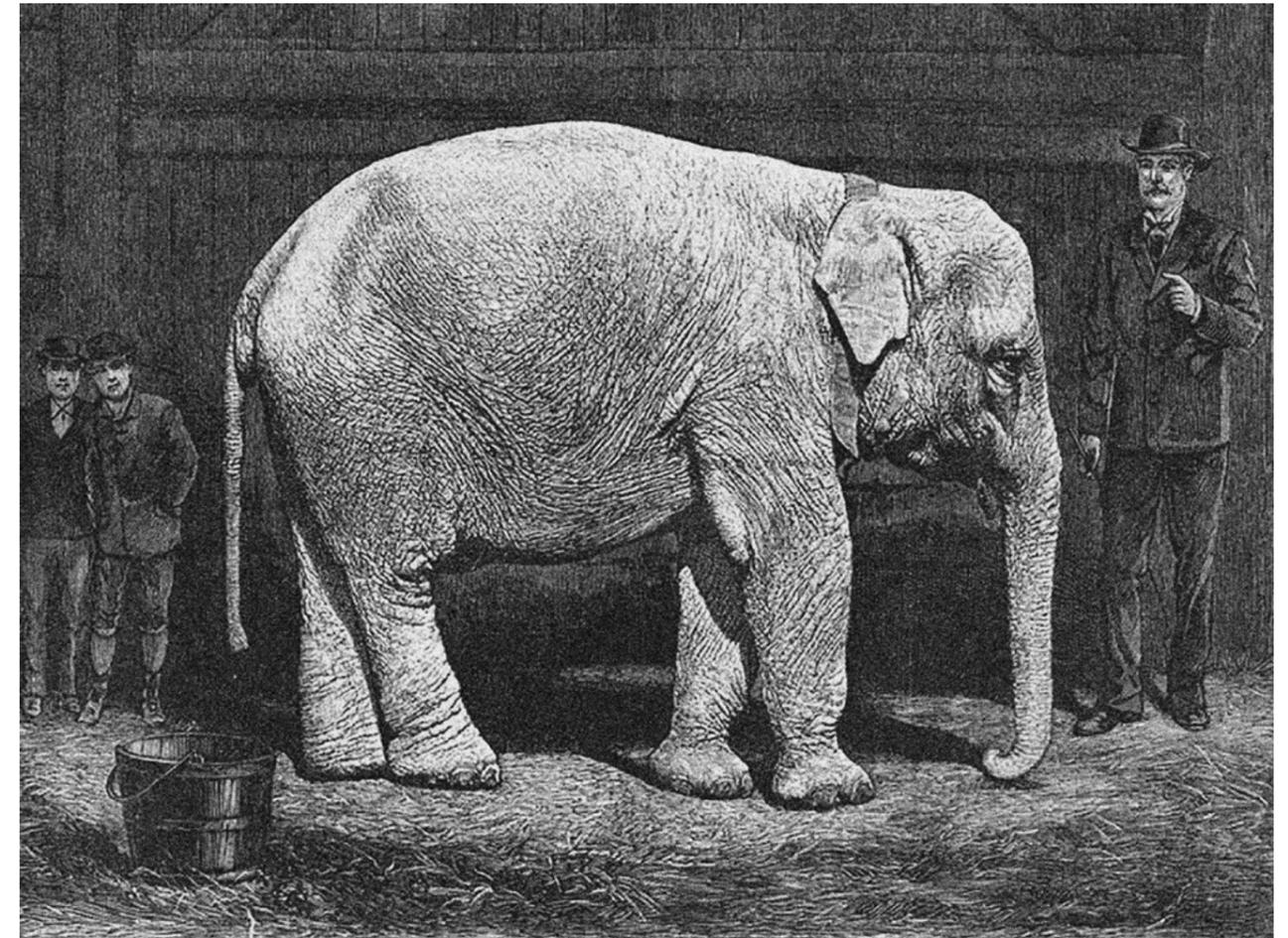
Ich bin nun ganz verwirrt, ganz geblendet von ihren grellen Ampellichtern. Kann ich überhaupt noch die Straße überqueren, ohne dass sie gleich Hand an mich legt, mich anpackt und bedrängt? Ich versuche ihr zu entweichen, doch ihr Blick ruht unablässig auf mir, egal wo hin ich gehe. Die Überwachungskameras hat sie an jeder Straßenlaterne installiert. Ihr Licht durchdringt jede Alternative. Ich bin also alternativlos, das hätte ich vorher gar nicht gedacht.

Mir gefällt es gar nicht, wie sie mich dazu bringt, auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu gehen und zu denken, das finde ich ganz verlogen von ihr, dass sie das so im Stillen macht. Wenn ihr die Leine zu lang wird, dann zieht sie wieder an, sodass die Halschlinge enger wird. Sie ist unerbittlich und gnadenlos. Ihre Ellenbogen, die sie in manchen Momenten blitzartig ausfährt, sind knöchern und können sehr weh tun, ich kann mich gar nicht wehren. Ich kann die Normalität nur kitzeln, indem ich nur stille Fragen an sie richte und sie also hinterfrage. Das lässt sie meistens kalt, jetzt reagiert sie aber ganz allergisch darauf. Haben sich da etwa Risse bemerkbar gemacht? Sie ist ganz eigenartig geworden. Warum spricht sie jetzt von Sicherheit? Ich dachte, ich kann ihr gar nichts anhaben, sie ist doch übermächtig, habe ich gedacht. Nun gut. Ich habe sie herausgefordert, also werde ich sehen, was ich davon habe. Wieder packt sie zu, ganz hektisch und zornig wirft sie mir ihre Hasskommentare entgegen und ihren Hohn, so habe ich sie bisher noch gar nicht kennen gelernt. Die Kommentarspalte findet ja gar kein Ende! Ihr folgen gleich ihre militanten Tanten, die muskelbepackten Sachzwänge, die so kompromisslos sind, wie ihre Brüder: die Naturgesetze. Man kann mit ihr weder streiten noch kann man mit ihr verhandeln. Und alle scheinen sich auch auf ihre Seite gestellt zu haben, sodass ich nun hier stehe, nur noch bei mir selbst. Ich bin ich, und sie sind die Anderen. Dabei fällt mir auf, dass ich noch nicht einmal Ich mehr sagen kann, auch das hat sie mir genommen, mit der Begründung, dass ich mir nicht gehöre. Die Normalität zeigt nun ihr wahres

Gesicht, das mich souverän, borniert, stolz und zugleich hinterhältig anschaut. Und dann schweigt sie, so als wäre ich derjenige, der nun darüber nachzudenken hätte, was ich verbrochen habe. Dabei wollte ich gar nichts verbrechen, ich wollte doch nur ich selbst sein. Was habe ich mir da nur eingebracht?

Jetzt bin ich allein. Und was bleibt ist ein Gefühl, nicht mehr dazu zu gehören, als wäre ich wertlos und unbrauchbar. Mir fehlen auch die richtigen Worte. Sie liegen da wie verfaultes Obst und wollen gar nicht mehr aufgesammelt werden. Mein Mund ist ganz taub geworden, dabei gibt es so viele Dinge, die ich gerne sagen würde. Und das, was ich sagen kann, kehrt sich schon sehr bald

Freiheit und Individualität gibt es nur, wo es um Überwindung geht und man sich für die Sache hergibt. Ansonsten bleibt man Sache der Anderen und verkommt zu einem Ding. Man muss also kämpfen, mindestens mal für sich selbst, und das hinterlässt zwangsläufig Narben, die einen ganz schön verunstalten können. Nichts scheint es für umsonst zu geben, aber danach habe ich ja auch gar nicht gefragt. Wenn es weh tut, dann tut es eben weh. Und wenn man schlecht träumt, dann kann man daran auch nichts ändern. Der Oppositionelle wird auch noch im Schlaf bestraft und wacht dann irgendwann nachts auf, voller Abscheu vor der Welt. Angeekelt oder wutentbrannt schimpft dieser dann über die Verkommenheit der menschlichen Existenz und wischt sich den



gegen mich. Wie verlogen doch meine Sprache ist! Wie wenig sie zur Artikulation meiner Bedürfnisse, Gefühle und Interessen taugt. Ich werde ihr von nun an misstrauen müssen. Unsere Freundschaft ist eine rein instrumentelle und darum eigentlich keine wirkliche Freundschaft. Wir nutzen uns gegenseitig aus und nutzen uns aneinander ab. Das ist traurig aber wahr. Sie hält mir nicht nur den Spiegel vor, sie ist ein ganzes Spiegelkabinett! Ausweglos und unsinnig scheinen meine Bemühungen. Idiosynkratisch verbissen und narzisstisch verengt komme ich mir vor. Die Sprache fegt alles beiseite, was ich eigentlich sagen will, und macht aus dem Sagen ein dumpfes Allgemeines. Ich kann es erkennen, doch weiter bringt mich diese Erkenntnis nicht. Wie dies bei vielen Erkenntnissen der Fall ist!

Furchtbar anstrengend ist das, aber manchmal geht es nicht anders.

Schweiß auf der Stirn. Es ist schon wieder drei Uhr nachts, man muss wieder schlafen gehen, weil man morgen wieder Sachen zu erledigen hat.

Ich bin also jetzt auch in meinem Zuhause ganz woanders, wo ich gar nicht sein will, und fühle mich in fremder Gefangenschaft, obwohl ich mich frei bewegen kann. Genau das will ich aber alles nicht, ich will, dass alles anders wird und zwar so, dass ich mich wieder zu Hause fühle. Aber seitdem ich mich gegen die Mauerwerke gestemmt habe, werde ich so seltsam angeblickt. Ich werde belächelt oder bemitleidet, beides ist unerträglich und falsch. Was aber wirklich weh tut, sind die vielen Strafzettel, die sich vor mir gestapelt haben. Wie soll ich das alles nur abbezahlen, so wenig Geld, wie ich habe? Warum muss die Normalität so unerbittlich sein? Und wieso bemerken es die Anderen nicht? Ich will aber nicht klagen. Ich tue nur das, was ich tun muss.

Die Zeitung des AStA der TU Darmstadt

- von und für Studierende

In aller Kürze: Was ist das Lesezeichen?

Das Lesezeichen ist die offizielle Zeitung des Allgemeinen Studierendenausschusses (AStA) der TU Darmstadt. Für das Lesezeichen ist das dazugehörige Zeitungsreferat des AStA zuständig, dessen Redaktion die Zeitung produziert und herausgibt. Finanziert wird diese mit den Mitteln der Studierendenschaft. In der Regel erscheint sie einmal im Semester und wird den Studierenden der TU Darmstadt kostenlos in Print- und PDF-Version öffentlich zur Verfügung gestellt. Die Inhalte des Lesezeichens werden allesamt von Studierenden selbst erstellt, diskutiert, ediert und herausgegeben. Dafür lädt die Zeitung regelmäßig in Form von Call for Papers alle Studierenden ein, Beiträge einzusenden. Für alle tatsächlich abgedruckten Beiträgen können die jeweiligen Autor_Innen eine Aufwandsentschädigung in Anspruch nehmen.

Auf den Punkt gebracht: das Lesezeichen wird von der Studierendenschaft für die Studierendenschaft der TU Darmstadt finanziert, produziert und bereitgestellt; es ist ein unabhängiges Produkt der studentischen Öffentlichkeit, ermöglicht sowie betreut durch deren politische Vertretung und ist jenseits der offiziellen Presserzeugnisse der TU Darmstadt angesiedelt

Und was steckt nun genau in einer Ausgabe des Lesezeichens?

Vorwort / Editorial und Inhaltsverzeichnis

Jedes Lesezeichen öffnet mit einem Editorial bzw. einem Vorwort sowie mit einem Inhaltsverzeichnis: diese führen in das Hauptthema (z.B. Technik, Kultur, Das Politische, Erotik) der Ausgabe ein und zeigen dessen Aktualität auf. Dabei wird bereits knapp auf die dazugehörigen Beiträge der Ausgabe eingegangen, um einen inhaltlichen Überblick zu leisten. Diese Einleitung schließt wiederum mit der Ankündigung des Hauptthemas der nächsten Ausgabe und einem dazugehörigen Call for Papers.



Liebe Kommiliton_Innen,
Macht mit! Gibt es Kommentare zur Zeitung? Möchtet Ihr ein Feedback geben oder Eure Meinung in einem Leserbrief mitteilen? Habt Ihr eigene Ideen für Artikel und würdet gerne etwas in der nächsten Ausgabe veröffentlichen? Gibt es Bilder oder Zeichnungen, die Ihr gerne mit anderen Studierenden teilen würdet? Möchtet Ihr vielleicht auf eine Veranstaltung hinweisen oder Neuigkeiten teilen? Sendet sie ein!
Meldet Euch unter: zeitung@asta.tu-darmstadt.de
Wir freuen uns über Interesse, Anregungen und Kritik.
Eure lesezeichen-Redaktion

Mitteilungen und Ankündigungen der Studierendenschaft

Jede Ausgabe enthält wichtige bzw. interessante Ankündigungen, Hinweise und Termine des AStA, studentischer Gruppen oder einzelner Studierender, die auf anstehende öffentliche Ereignisse aufmerksam machen wollen. Dabei kann es sich um eine studentische Vollversammlung, die Hochschulwahl und andere hochschulpolitische Ereignisse genauso gut handeln, wie andererseits um Ankündigungen von Partys, Ausstellungen und sonstige kulturellen oder (fach-)wissenschaftlichen Veranstaltungen der Campus-Öffentlichkeit. Alle Mitteilungen und Ankündigungen können von der Studierendenschaft sowie ihrer politischen Vertretung selbst angeregt werden. Oft werden diese Mitteilungen auch nicht alle in einem Abschnitt der Zeitung abgedruckt, sondern sind über die ganze Ausgabe hindurch verteilt.

Inhaltliche Beiträge zum Hauptthema und darüber hinaus

Der Hauptteil der Zeitung besteht aus studentischen Beiträgen zum Hauptthema der Ausgabe, daneben aber auch zu aktuellen universitätsinternen, lokalen bzw. gesamtgesellschaftlichen, kulturellen bzw. feuilletonistischen Themen und Diskussionen von öffentlichem Interesse sowie ferner aus Beiträgen experimentellerer Art, die sich nicht in eine der genannten Sparten einordnen lassen. Die einzelnen Beiträge können dabei Formen klassischer Zeitungsartikel, wissenschaftlicher Essays und politischer Polemiken, ebenso wie die von Gedichten, Kurzgeschichten und Dialogen und zuletzt auch die Form graphischer Gestaltung annehmen.

Allen gemein ist dabei jedoch der Versuch der Auseinandersetzung mit einer als relevant erachteten Sache — mithilfe des bewussten Einsatzes der Mittel sprachlichen bzw. graphischen Ausdrucks — für ein interessiertes studentisches Publikum. Abseits des Hauptthemas ist die Themenwahl den Autor_Innen überlassen; für die Wahl der Beitragsform bzw. des Genres gilt dasselbe.

Das Impressum

Jeder Ausgabe endet mit dem jeweils aktualisierten Impressum des Lesezeichens, das alle relevanten Informationen, Ansprechpersonen und Redaktionsmitglieder sowie Kontaktdaten enthält.

Wofür nun aber das ganze oder: was soll das Lesezeichen sein?

Das Lesezeichen dient als Zeitung zum einen dazu, die Studierendenschaft vonseiten des AStA mit aktuell relevanten Informationen rund um das studentische Leben zu versorgen und mit ihr in einen öffentlichen Dialog zu treten, zum anderen als eigenständige Plattform der Campus-Öffentlichkeit sowie der Studierendenschaft (also aller Studierender mit- und untereinander). In beiden Fällen sollen dadurch Impulse für eine lebendige Campus-Öffentlichkeit — ihre Ereignisse, Themen und Diskussionen — aufgenommen bzw. initiiert werden. Dies soll mithilfe der Teilnahme möglichst vieler Studierender an der Beitragspro-

duktion geleistet werden, sodass das Lesezeichen tatsächlich die unterschiedlichsten Strömungen, Gruppen und Einzelakteure der Studierendenschaft abbildet. Die zuständige Redaktion soll dabei möglichst bloß die Rolle der Moderation und Strukturierung des öffentlichen Austauschs einnehmen, dessen gesammelte Inhalte von den Studierenden selbst stammen.

Neben der inhaltlichen Seite der Auseinandersetzung soll das Lesezeichen gleichzeitig einen (Spiel-)Raum für das je eigene Erproben der sprachlichen und graphischen Ausdrucksweise der Autor_Innen bieten, der dafür möglichst weit gefasst sein soll — als solches soll es ein öffentliches Experimentierlabor des Ausdrucks sein, an dem alle Studierenden partizipieren können. Damit soll zudem der Universität als ein (potentieller) Ort intellektueller bzw. künstlerischer Freiheit Rechnung getragen und ebendiese Freiheit befördert werden.

Das Lesezeichen soll damit eine Plattform und ein Ausdruck einer lebendigen studentischen Öffentlichkeit sein.

Macht mit — Call for Papers!

Dies kann jedoch nur gelingen, wenn Studierende tatsächlich Beiträge, Rückmeldungen sowie Kritik für das Lesezeichen formulieren und der „>Redaktion zukommen lassen. Um den dabei entstehenden Zeit- und Arbeitsaufwand der Autor_Innen zu entschädigen, kann für jeden tatsächlich abgedruckten Beitrag eine Aufwandsentschädigung in Höhe von 100€ ausbezahlt werden.

Um eine angemessene Qualität der Beiträge sicherzustellen sowie bereits Orientierung zu formalen Anforderungen zu liefern und Tipps zum Verfassen von Beiträgen anzubieten, hat die Redaktion einen „Leitfaden für das Verfassen von Beiträgen für das Lesezeichen“ ausgearbeitet, den die Autor_Innen vorher aufmerksam durchlesen sollten.

Wie bereits angedeutet können die eingereichten Beiträge (zum Haupt- sowie zu anderen Themen) unterschiedliche Formen annehmen und sollen in der Genrewahl frei sein. Hinweise auf eigene oder fremde Veranstaltungen von studentischem Interesse sind ebenfalls möglich. Das Hauptthema der nächsten Ausgabe und das dazugehörige Call for Paper finden sich jeweils online sowie in der letzten Ausgabe. Die aktuellsten Informationen zum Lesezeichen lassen sich wie gewohnt auf der dazugehörigen AStA-Seite sowie auf der entsprechenden Facebook-Seite abrufen.

Die Redaktion begrüßt alle eingesandten Beiträge — macht mit!

Zur Tradition der studentischen Zeitungen an der TU/TH Darmstadt

Das Format der Studierendenzzeitung hat an der TU bzw. TH Darmstadt eine lange, umkämpfte und sich wandelnde Tradition.

Falls ihr euch — neben anderen Dokumenten der studentischen Selbstverwaltung — mit dieser Tradition vertraut machen wollt, könnt ihr das [hier](#) tun.

Call for papers!

Wintersemester 2021/2022

Thema: Spielen

Liebe Kommiliton_Innen!

Wollt ihr einen Text über ein Thema verfassen, das euch besonders interessiert? Würdet ihr euch für eure Texte gerne mit einer Aufwandsentschädigung vergüten lassen?

Falls ja, dann schickt uns eure Texte für die nächste Ausgabe des LESEZEICHEN. Das zentrale Thema der kommenden Ausgabe lautet: Spielen. Gerne könnt ihr auch über Ereignisse der Campus- oder der außeruniversitären Öffentlichkeit sowie über kontroverse oder interessante Themen der Gegenwartskultur schreiben. Textform und Genre dürft ihr dabei selbst bestimmen.

Wenn euer Text den formalen und qualitativen Kriterien des LESEZEICHEN entspricht, wird

er in einer der kommenden Ausgaben abgedruckt. Die Kriterien findet ihr auf unserer Website aufgelistet.

Einreichungsfrist für das LESEZEICHEN ‚Spielen‘ ist der 30.09.2021.
Wir freuen uns auf eure Einsendungen!

Was ist eigentlich das LESEZEICHEN?
Das LESEZEICHEN ist die offizielle Zeitung des AStA von der und für die Studierendenschaft der TU Darmstadt. Es bietet euch die Gelegenheit, sich in Form eines Texts an der Zeitung zu beteiligen. Das LESEZEICHEN wird in den Räumlichkeiten der Universität ausgelegt und auf unserer Website veröffentlicht.

Website | www.asta.tu-darmstadt.de/de/zeitungen
Kontakt | zeitung@asta.tu-darmstadt.de
Facebook | www.facebook.com/lesezeichen.asta.tuda

Impressum

lesezeichen

Zeitung des Allgemeinen Studierenden
Ausschusses der Technischen Universität Darmstadt

c/o AStA TU Darmstadt
Hochschulstr. 1
64289 Darmstadt
www.asta.tu-darmstadt.de

Ausgabe: Juli 2021
Auflage: Druck ausstehend

Vi.S.d.P.: Viet Anh Nguyen Duc

Redaktion: Michael Spiehl, Viet-Anh Nguyen Duc,
Jürgen Franz, Yannis Illies, Linus Rupp,
zeitung@asta.tu-darmstadt.de

Layout:
Linus Rupp - linusrupp@gmail.com

Der AStA der TU Darmstadt ist ein Organ
der Studierendenschaft. Die Studierendenschaft der
TU Darmstadt ist eine Körperschaft des öffentlichen
Rechts. Kommentare spiegeln nicht notwendigerweise
die Meinung des AStAs wieder.



Bildnachweise:

S.35
CC BY-SA 2.0
Guy MOLL
<https://flickr.com/photos/73318272@N00/7116357167>
(changes made)

S.36
Illustration von Kristina Becker

Alle weiteren Bilder sind nicht urheberrechtlich
geschützt.

Stadtmitte (S1|03-62)

06151-16-28360

AStA TU-Darmstadt
Hochschulstraße 1
64289 Darmstadt

Öffnungszeiten Stadtmitte:

Mo	9:00 bis 14:00 Uhr
Di	9:00 bis 14:00 Uhr
Mi	10:00 bis 13:00 Uhr
Do	9:00 bis 15:00 Uhr
Fr	9:00 bis 13:00 Uhr

Lichtwiese (L3|01-70)

06151-16-28362

El-Lissitzky-Straße 1
64287 Darmstadt

Öffnungszeiten Lichtwiese:

(zur Zeit geschlossen!)

Mo	09:00 bis 13.45
Di	09.30 bis 13.30
Mi	10.00 bis 12.45
Do	geschlossen
Fr	09.00 bis 12.00

Kontakt

Antidiskriminierung
antidiskriminierung@asta.tu-darmstadt.de

AStA Zeitung
zeitung@asta.tu-darmstadt.de

Autonome Tutorien
tutorium@asta.tu-darmstadt.de

Fachschaften
(auch Finanzanträge von Fachschaften)
fachschaften@asta.tu-darmstadt.de

Finanzen und Abrechnung von
genehmigten Finanzanträgen
finanzen@asta.tu-darmstadt.de

Hochschulpolitik
hopo@asta.tu-darmstadt.de

Internationale Studierende
international@asta.tu-darmstadt.de

Kultur (Kooperationen)
kultur@asta.tu-darmstadt.de
Zurzeit nicht besetzt. Mails werden an diese Mail-Adresse zurzeit
leider nicht beantwortet.
Bitte allgemeine Mail-Adresse nutzen.

Öffentlichkeitsarbeit
oeffentlichkeit@asta.tu-darmstadt.de

Papierladen Lichtwiese
papierladen@asta.tu-darmstadt.de

Presseanfragen (ausschließlich!)
presse@asta.tu-darmstadt.de

Queer/Diskriminierung
queer@asta.tu-darmstadt.de

Ringvorlesungen, Veranstaltungen
polbil@asta.tu-darmstadt.de

Semesterticket, Call a Bike,
Radverkehr, etc.
mobilitaet@asta.tu-darmstadt.de

Soziales, BAföG, Sprechstunde,
Referat für soziale Arbeit und Beratung
Studieren mit Handicap
handicap@asta.tu-darmstadt.de

Tutor International
info@tutor-international.de

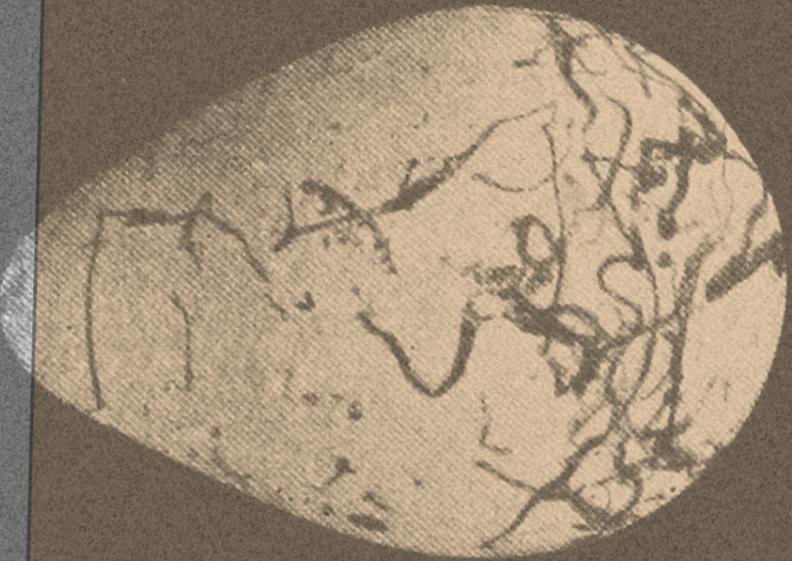
Webseite
webmaster@asta.tu-darmstadt.de

Wohnen
wohnen@asta.tu-darmstadt.de

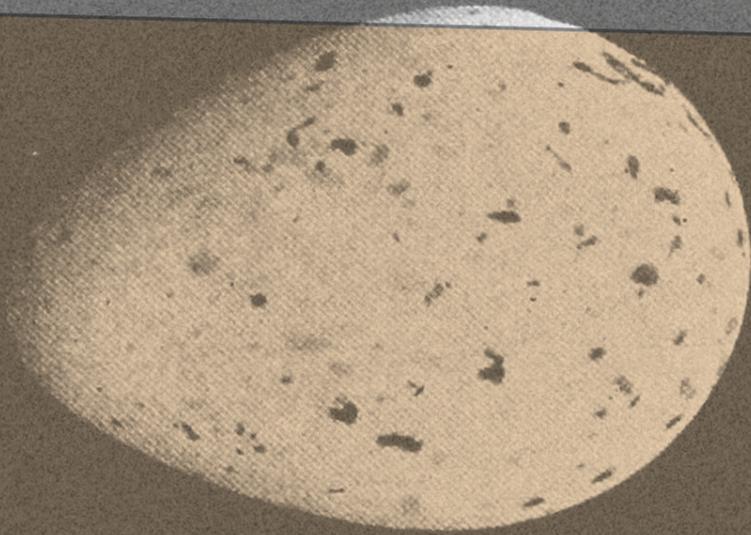
Personal
personal@asta.tu-darmstadt.de

Gewählte des AStA
(gesetzliche Vertreter_Innen der
Studierendenschaft / AStA)
asta@asta.tu-darmstadt.de

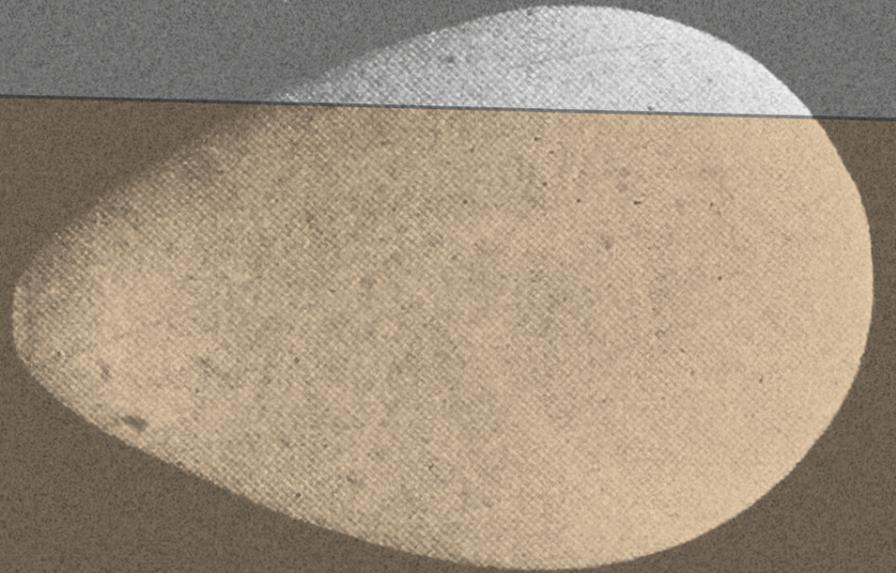
5



8



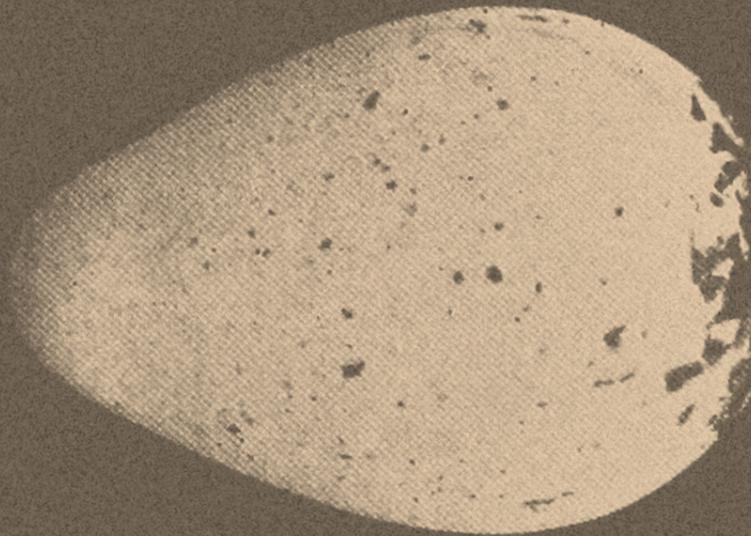
1



7



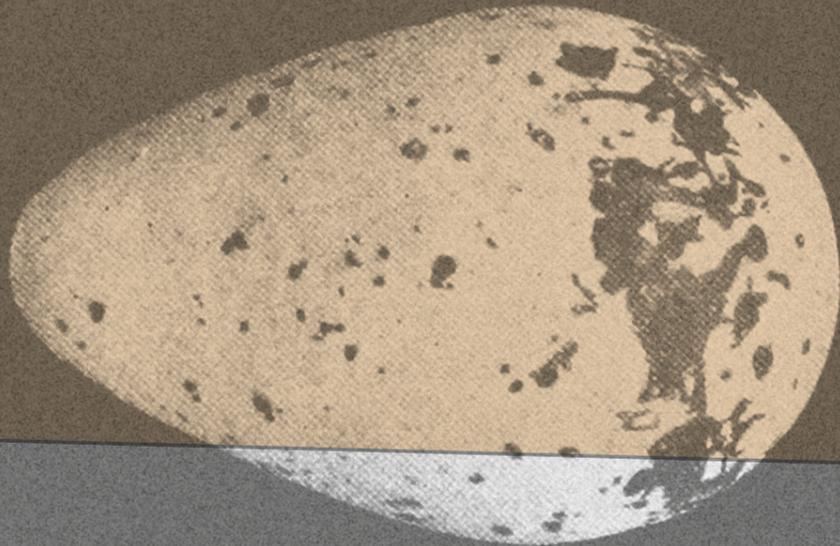
3



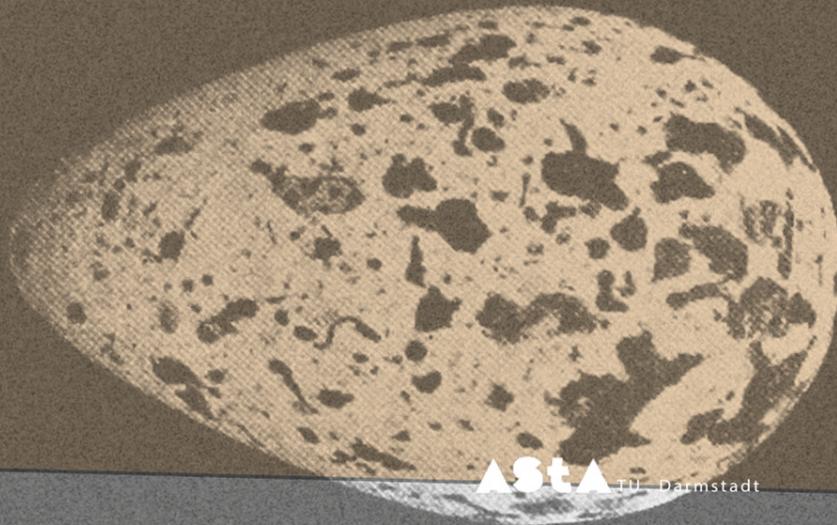
4



2



6



9

